Richard Huldschiner

Narren der Liebe

Novellen



Albert Langen · München


LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Narren der Liebe

Von Richard Huldschiner erschien:

Im Verlage von Albert Langen, München

Die Nachtmahr / Roman

Im Verlage von Egon Fleischel & Co., Berlin

Das adelige Schützenfest / Erzählung

Starkenberg / Roman

Arme Schlucker / Novellen

Die stille Stadt / Roman

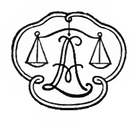
Fegefeuer / Eine Geschichte a. d. Bergen

Einsamkeit / Die Geschichte eines reinen Toren

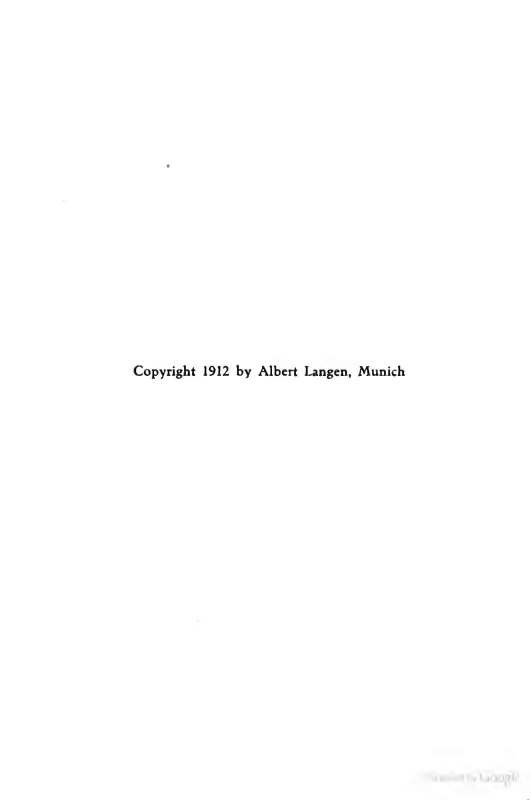
Richard Huldschiner

Narren der Liebe

Novellen



Albert Langen, München
1912



Inhalt

Seite
Die Kartause zu Allerengelsberg 1
Jakob und Rahel 71
Hirtenlied 159
Armer Don Martino 223

Die Kartause zu Allerengelsberg

I

Der Teufel

Die Kartause zu Allerengelsberg in Schnals hatte einen Gast bekommen. Am letzten Apriltag des Jahres 1634 war er, allerdings ohne Handschlag und Gruß, eingekehrt; er lag auf einer Bahre, blutete an der Stirn und war bewußtlos. Simon Gorf, der Bauer von St. Kathrein, der den Fremden im Wald auf dem Talweg gefunden hatte, berichtete, neben ihm sei ein morscher Baumast, ein Trumm von Schenkeldicke, gelegen; der sei wohl herabgebrochen und habe den Wanderer fein sauber über den Haufen geworfen. Die Mönche ließen ihn in das Häuschen tragen, das seit dem Tode des Bruders Ildefons leer stand, verbanden ihn mit Breitwegerichblättern und Werg und gingen dann wieder schweigend ihren Geschäften nach, die zur Hauptsache eben im Schweigen und im Beten bestanden.

Am nächsten Tag wachte der Fremde, der halb wie ein Schüler und halb wie ein Soldat aussah, aus seiner Bewußtlosigkeit auf, erklärte, er sei der Maler Christoph Helfenrieder aus München, sei wegen eines Mordes geflüchtet, und bat um den Asylschutz der Kartause. Er beichtete dem Bruder Liberatus, aß mit gutem Appetit und schlief hintereinander an sechzehn Stunden. Dann stand er auf und war gesund

Doch nein, ganz gesund war er doch nicht. Die Mönche sahen ihn finster vor der Tür seines Hauses stehen. Nach einer Weile schleppte er sich in die Kirche, die an Kreuzgang und Refektorium stieß, und begann dann einen Rundgang innerhalb des von niedriger Mauer eingefaßten Klosterbezirks: da standen die kleinen Mönchshäuser, eins neben dem andern, eins wie das andere, kümmerliche, verfallende Käfige. Ein paar Lärchen waren da, einige Kruzifixe, eine Kapelle. Aus der Tiefe rauschte der Schnalser Bach herauf. Aus der Höhe schauten weiße Gipfel in die Enge der Talkluft nieder. Auf den sonnseitigen Hängen lagen einzelne, weiße Bauernhöfe. Dazwischen ging eine Runse zu Tal, gefüllt mit den Schneemassen, die eine Lawine erst vor wenigen Tagen gebracht hatte. Da war erst ein Wölkchen gewesen hoch oben am Berg, dann etwas wie das Stauben eines Wässerleins, dann ein schnelles Rauschen, dann Brand, Rauch, Höllenkrachen, Weltuntergangsgetümmel. Dem Turm der Kirche hatte der Winddruck das Kreuz mit Wetterfahne und noch ein Stückchen von seinem Helm entführt. Aber die Mönche beteten.

Christoph Helfenrieder sah das alles, machte seinen Rundgang, maß zehnmal das Viereck der Klostermauern aus, warf sich dann vor seinem Häuschen auf den Erdboden, den das Gras eben erst wieder zu übergrünen begann, und blieb, das Antlitz nach unten gekehrt, liegen wie ein gefällter Baum. Seine Schultern zuckten wie bei einem Menschen, der lautlos in sich hinein weint.

Er stand mit den Mönchen auf und ging mit

ihnen schlafen. Er war zur rechten Zeit in der Kirche, aber auch zur rechten Zeit bei der Knödelschüssel in der Leutestube. Er schwieg wie die Mönche, ließ sich den Bart wachsen; seine Wangen bedeckten sich wieder mit dem kräftigen Braun des Gesunden, seine mächtigen Glieder steckten jetzt in dem lodenen Bauerngewand, das ihm der Prior Anaklet gegeben hatte, da mitgebrachtes Wams und Hosen in Staub zerfielen. Niemand behelligte ihn mit neugierigen Fragen oder stand ihm hindernd im Weg, und immer umkreiste er mit der zögernden Vorsicht eines wunden Tieres, das sich nicht zu traben getraut, weil es weiß, daß seine Fesseln nicht nachgeben werden, den grünen Klosterhof.

Einmal saß er aber auf der Mauer oben und brüllte, indem er sich mit den Fäusten die breite Brust bearbeitete, als gelte es in einer Schenke einen widerhaarigen Gesellen durchzuprügeln. Es war ihm plötzlich die ganze wirre, rauschartige Entsetzlichkeit der drei letzten Jahre zum Bewußtsein gekommen, das Trommelgerassel durch Gassen und Höfe, das ferne Schreien Verwundeter zur Nachtzeit, das Klirren von Schwertern, die sich unter irgendeinem dunklen Torbogen kreuzten, der Hunger, den er gelitten hatte, da es nichts zu verdienen gab und sein bißchen Hausrat, ein Bett, ein Tisch, ein Zinnkrug, noch obendrein einem Trupp bewaffneter Strauchdiebe mitnehmenswert erschienen war, all das wüste Auf und Ab einer Stadt in Waffen. Und dann noch mehr: jene Stunde, da er inne wurde, daß ihm sein Mädchen mit einem schuftigen Tilly-Reiter durchgegangen war, jene Stunde,

da er brüllend wie eben jetzt auf den Stufen vor seiner Haustür gesessen und so schrecklich und leidenschaftlich geflucht und gewettert hatte, daß die ganze Straße von Panik ergriffen war. Und dann der nächtliche Handel vor der Peterskirche, wo ihm sein Freund und Genosse Martin Weilheimer vor den Augen erstochen wurde. Wäre er doch selber auch gleich auf dem Pflaster mit liegen geblieben! Denn was danach kam, war ja noch schlimmer gewesen, und er traute sich nicht weiter zu denken und brüllte und hämmerte mit den Fäusten sich auf Schädel und Brust, daß ein junges Bauernmädchen, das unten hinter einem weißhaarigen Mann des Weges gegangen kam, still stand und erschrocken zu ihm heraufsah.

Nein, er traute sich nicht an all das Blut zu denken, das wie ein roter Strom auf ihn eindrang und ihn zu ersäufen drohte! Und er saß in dumpfigen Schenkstuben und trank, die Ellbogen hatte er auf einen schmutzigen Holztisch aufgestemmt und trank und trank, und seine Augen wanderten durch den Rauch der Tonpfeifen vom Krug zum Glas und wieder vom Glas zum Krug. Er konnte immer trinken und wurde nie betrunken, oder vielmehr, sein Wachsein war ein steter Rausch, und er vermochte es nicht zu einem Schlaf des Nüchternseins und Vergessens zu bringen. Er war wie ein Stier geworden, der desto wütender wird, je mehr er sich in dumpfer Raserei im Kreise dreht und je mehr er mit Horn und Huf den Staub aufwirbelt. Und er hätte die ganze Welt und sich selber in Fetzen reißen mögen, weil es ihm nicht gelang, jenes Wissen in seiner Brust

zu ertöten, daß all diese Raserei ihm als einem von Haus aus ruhigen und der Ordnung und Güte zuneigenden schwachen Gemüt gar nicht anstand . .

Aber wozu gab es denn Bier und Branntwein auf der Welt, wenn nicht zu dem ausgesprochenen und unzweideutigen Zweck, damit das Unangenehme im Rausch zu ersäufen und den Dingen alle Deutlichkeit zu nehmen. Und so war er auch dann, nachdem noch jenes Letzte geschehen war, durch fremdes Land gezogen, im Rausch und im gewollten Vergessen, irgendwohin, durch weite Ebenen, dann in ein Tal hinein, das sich öffnete, auf weißen Straßen, durch Dörfer, die sein trüber Blick kaum mehr erschaute, durch kleine, schiefe Städte, auf der Flucht vor einem Grausen, das ihn vor sich hertrieb, Berg auf, Berg ab, in Wind und Wetter, den Hungernden, Frierenden, Schwitzenden, bis er hier in dieser Talschlucht war und ein stürzender Ast ihn beinahe erschlug.

Er sprang von der Mauer herab, lief in den Kreuzgang, und da er ihn verlassen fand, in die Bibliothek, wo der Bruder Bonaventura, auf einer Leiter stehend, in den Büchern herumkramte.

„Gebt mir eine Arbeit, Pater!“ sagte der Maler. „Ich werde sonst rasend.“

Der Bruder beachtete ihn nicht, schob einen Pack dicker Folianten hin und her, brummte etwas und stieg bedächtig die grob gezimmerte Leiter herunter. Dann gab er ihm ein altes, auf Holz gemaltes Heiligenbild und fragte ihn, ob er sich wohl getraue, es auszubessern und aufzufrischen. Farben, und was sonst zum Malen gehörte, seien bei Bruder Aloisius

zu finden. Das Bild war auf Goldgrund gemalt, mochte an dreihundert Jahre alt sein und stellte eine Anbetung der Hirten vor.

Helfenrieder sah es lange an, knurrte grimmig, nahm es unter den Arm und ging, ohne dem Bruder zu antworten, in sein Häuschen hinüber.

Am nächsten Tag wollte er zu arbeiten beginnen. Aber als er das Bild noch einmal ins Auge faßte, wie ein Schütz, der, bevor er den Schuß tut, mit einem letzten Blick noch Büchse, Ziel und Entfernung umfaßt, kam er in ein schütterndes Lachen hinein. Hoho, diesen gradlinigen Püppchen mit ihren eckigen Gelenken und steif gebrochenen Kleiderfalten sollte er wieder auf die Beine helfen? Das waren ja Salzsäulen, erstarrt wie Lots Frau! Das waren ja Zaunpfähle, die kein Wind je zu biegen vermag! Ihre Augen sahen unbewegt gradaus, und um die Münder lag kein Hauch von Leben! Und die Hände, ah, diese Hände! Wie mit dem Lineal waren sie gezeichnet, lang und grad und schlank, und auf dem rissigen und abspringenden Goldgrund stachen alle diese seltsam ausgereckten, warnend, bewundernd oder flehend erhobenen Zeigefinger ins Leere. Wie aufeinandergeklebt waren diese Figuren, sie standen im Bodenlosen, im luftleeren Raum ohne Tiefe, und all die mandelförmigen Augen mit den gleicherweise gemalten Brauen starrten einfältig, ohne Glanz, ins Nichts. Das dreieckige Auge Gottes aber in seinem Strahlenkranz darüber war nur ein vergrößertes Abbild aller dieser leeren Augen.

Nein, das konnte Helfenrieder nicht machen!

Seine gemalten Menschen mußten leben, sich bewegen, seine Kleider mußten flattern, in tausend runde Falten gebrochen, seine Augen sahen zum Himmel oder bohrten sich schaudernd in die Abgründe einer glutenlodernden Hölle, seine Finger krallten sich im Schmerz zusammen oder öffneten sich den Blumen, die von einem lichtblauen Himmel langsam sich drehend wie bunte Schmetterlinge herabsanken.

Und er bat sich von Bruder Aloisius eine frische Leinwand aus, nagelte sie auf einen Holzrahmen, grundierte sie, warf mit einem Kohlestift ein paar eilige Umrisse darauf und begann eine Versuchung des Heiligen Antonius zu malen.

Als Bruder Aloisius das schnell erstehende Bild zum ersten Male sah, erschrak er und bekreuzigte sich.

Er stand vor der Staffelei, mager und ein wenig schmutzig, den hageren Hals lang herausgereckt, und wies mit der Hand auf all das geflügelte, schnabel- und krallenbewehrte, grüne, gelbe und giftig rote Unwesen, das auf den bislang nur in Umrissen angelegten Heiligen eindrang. Dann schüttelte er den Kopf und ging davon, kam aber am nächsten Tag wieder, kam jeden Tag wieder und blieb immer länger bei Helfenrieder sitzen, in einer stillen, unwilligen und doch leidenschaftlichen Bewunderung.

Helfenrieder aber arbeitete mit einem verbissenen Ingrimm und erzählte dabei in abgebrochenen Sätzen. Dies da, dieses Flügeltier mit dem roten Bauch und den Giftdrüsen, war ein Wesen, das er an nebligen Herbstabenden in seiner Kammer gesehen hatte; es kam, wenn er betrunken war, klopfte mit dem langen

Schnabel an seine Stirn, krähte wie ein heiserer Hahn und war nur dadurch zu verscheuchen, daß er seine Lederstiefel danach warf.

Dieses breitmäulige Wesen aber, das auf kurzen Schwimmfüßen auf dem Stein vor Antonius hockte und einen fast viereckigen, mit Stacheln bedeckten Leib hatte, hatte er im Kerker gesehen, immer in dem Augenblick des Abends, wenn man sein Öllämpchen fortnahm. Er nannte es Gryphus. Es war trotz seiner Scheußlichkeit gutmütig. Es hockte im Dämmerlicht der herabsinkenden Nacht auf einem etwas vorspringenden Quaderstein der feuchten Kerkermauer, atmete mit einem pfeifenden, deutlich hörbaren Schnarchen und kratzte an dem rauhen Mörtelbewurf neben der Eisentür.

Aber des Morgens, in dem Augenblick, da er die Augen auftat, sah er immer vor sich auf der zerrissenen Wolldecke seines Lagers diese gelbe Schlange mit dem Vogelkopf, die sich da vor Antonius aufbäumte. Grad so stand sie vor ihm, mit hochaufgerichtetem Hals und Kopf, aus schiefen Augen listig lauernd, aus dem rotgeränderten Maul einen leichten Dampf ausstoßend. Er sah sie immer nur einen Augenblick, gleichsam im Flug, wie ein Traumbild, im Halbschlaf noch. Wenn er auffuhr, war sie zerstoben, ins Nichts zerronnen: nur der leichte Dampf, den sie ausatmete, schwebte noch wie ein Wölklein vor ihm in der sonnenstaubflimmernden Luft. Aber er wußte, daß sie die ganze Nacht auf seiner Wolldecke gelauert hatte, sie und ein breites, mit langen, roten Haaren bedecktes, krötenähnliches Wesen,

das er auf die Palme neben der Hütte hingemalt hatte. So wie es sich da breit machte, schwerfällig lastend, mit den Saugnäpfen an beiden Seiten des grünlichen Leibes und dem offnen Maul, schleimig, mit dem eckigen, roten Steiß, widerlich anzusehen, dumm, ein Wesen, das nicht hört und keine Stimme hat, das manchmal eine rote Haut über die hervorquellenden Augen zieht, gerade so hatte es die ganze Nacht seinen Schlaf bewacht, gemeinsam mit der Schlange, und schwand in dem Augenblick, da er völlig munter wurde.

Helfenrieder hatte keine Angst vor dem Teufel und verachtete ihn, auch wenn er das vielfältige, schnarchende, summende, stinkende Unwesen sandte, das zu gewissen Stunden ihm zu Häupten unter der niedrigen Gewölbedecke seiner Kammer flatterte und ihn verhöhnte. Auch das alles wollte er noch malen. Und immer saß Gryphus auf seinem Stein und kratzte am Mörtel der Wand, grad so wie er es damals im Kerker getan hatte.

Bruder Aloisius bekreuzigte sich und verließ die Zelle. Aber am nächsten Tag kam er wieder, wich nicht von seinem Platz und sah zu, wie Helfenrieder neues Teufelswerk vor dem Heiligen Antonius auftürmte. Er verkannte nicht, daß in allen diesen springenden, geifernden, geblähten Sendboten der Hölle trotz ihrer ganzen Scheußlichkeit ein gewisser grimmiger Humor sich offenbarte, und zumal Gryphus, an dem Helfenrieder jeden Tag herumpinselte, als ob er sich von ihm nicht trennen könne, bekam ein fast lustiges Aussehen; ja, wenn man genau zusah, schien

er dem Bruder Arsenius zu gleichen, der bei den seltenen gemeinschaftlichen Mahlzeiten der Kartäuser vorzulesen hatte und dabei durch seine immer etwas verstopfte Nase mit einem lauten Pfeifen atmete. Auch Bruder Arsenius hatte einen breiten Mund, in dem nur noch zwei braune Zahnstummeln ein einsames Leben führten, war dick und kurzhalsig und schleppte seinen schwammigen Körper auf breiten Watschelfüßen durch die enge Welt der Kartause.

Bruder Aloisius sagte nichts von seiner Wahrnehmung, aber er kam jeden Tag wieder.

Am Tage nach Corpus Domini aber wurde zum erstenmal gefeiert. Schon in aller Frühe war der Knecht des Gurschl auf Paneid zum Kloster gestürzt gekommen und hatte gemeldet, daß ein Hirt aus Ratteis im Kellerlahnloch einen Bären gesehen habe. Die Männer seien schon zum Treiben aufgeboten, die ehrwürdigen Väter möchten doch beten, daß man das Untier fange.

Da nahm Helfenrieder einen kurzen Spieß, der dem Baumann des Klosters gehörte, und schloß sich den Jägern an. Auf beiden Seiten des Tals war bis hoch ins Ödland hinauf in Abständen von ein paar hundert Schritt je ein Mann als Wache aufgestellt; eine zweite Reihe von Bewaffneten sollte den aufgestöberten Bären vom Talausgang her den Posten entgegentreiben.

Aber Helfenrieder ging seine eigenen Wege; er wollte sich auf eigene Faust an den Bären heranschleichen, wenn er ihm auf die Spur kam, wollte ihn aus dem Hinterhalt zeichnen und dann gemäch-

lich mit seinem Spieß abtun. Gram war er ihm weiter nicht. Denn er brauchte einen Bären für sein Bild. Der sollte auf den Hinterfüßen aufrecht sitzen, mit lang heraushängender Zunge und kleinen Augen, täppisch und listig. In der einen Vorderpfote sollte er ein ganz kleines, rothaariges, nacktes Frauenzimmer halten, in der andern einen Reichsapfel. Auf dem zottigen Schädel sollte eine Bischofsmütze sitzen und in dem einen Ohr ein goldener, juwelengeschmückter Reif.

Wie nun Helfenrieder so mit aller Ruhe durch das dichte Staudenwerk eines Berghangs sich seinen Weg bahnte, war es ihm, als hebe sich eine Last von seiner Seele, und er vergaß ganz und gar des Bären, wurde von einer innigen, rauschartigen Freude erfaßt, die ihn heißer durchrieselte als der schärfste Kornbranntwein, den der Wirt Matthias Zechleiter in der Dienergasse in München ihm je vorgesetzt hatte, und geriet, ohne es zu wollen oder zu wissen, weit ins Tal hinaus, bis er sich auf einmal vor einer zerfallenen Burg befand, die einen kleinen, vorspringenden Bergkegel krönte. Da öffnete sich der Blick in das weite Etschland hinaus mit blauen, langrückigen Bergen, dem Strom und weißen Häusern zwischen den Rebengärten. Helfenrieder stand erst eine Weile und wollte nach Herzenslust fluchen, vor Freude, daß es so etwas auf der Welt gab. Denn das war schön! Himmelherrgottsteufelsschwanz! Das war grad so, als ob da akkurat und extra für ihn ein theatrum mundi hingesetzt worden wäre, mit einer Sonne darüber, die sich sehen lassen konnte unter

Brüdern, verflucht noch einmal, verflucht bei allen triefäugigen Hurenvetteln sämtlicher Weltteile, den Mond eingerechnet! Er gestand sich, daß er gehängt und hinterher mit Luft aufgeblasen sein wollte, bis er platzte, wenn er schon jemals ein so üppiges Tal und so grüne Bäume und so viele weiße Dörfer mit einem Blick zugleich übersehen hätte. Der Gryphus konnte ihm gewogen bleiben mitsamt dem ganzen Affengesindel, das er aus der Hölle mitbrachte. Gottverdammich!

Ein kluger Mann, der sich sein Haus hier herauf gebaut hatte! Er verdiente, daß er noch lebte! Aber er war sicher tot, und sein Schloß war nichts mehr als die zugige Brutstätte der ausgemachtesten Grippenfieber, die je ein schuftiger Wunderdoktor und Quacksalber seinen Mitmenschen an den Hals gewünscht hatte. Ich will verdammt und bei lebendigem Leibe rot und tot gesotten sein wie ein Krebs!

Nachdem Christoph Helfenrieder dies alles als eine Begrüßungsbetrachtung erledigt hatte, kroch er unter einem verfallenden Tor zwischen Bergfried und Pallas in das Innere der Burg. Eine Treppe führte ihn in einen deckenlosen Saal, dessen Wände schöne, figurenreiche Malereien von Jagdzügen, Turnieren und höfischen Ballspielen zierten. Ein Raum daneben war wohl die Kapelle gewesen; denn da gab es mit steifen Gewandfalten feierlich nebeneinander sitzende und stehende Figuren. Aber weil der obere Teil der Wand eingestürzt war, fehlte ihnen allen der Kopf und damit auch die Heiligkeit.

Daneben führte so etwas wie der Rest einer

Treppe innerhalb eines stehengebliebenen Turmes in die Höhe. Helfenrieder schob sich daran aufwärts, tauchte aus der Dunkelheit plötzlich in das Sonnenflimmern des Vormittags hinauf und sah sich einer Dirne gegenüber, die, als müßte das so sein, mit einem Blumenkranz im gelblockigen Haar auf der Plattform saß, die Hände um die Knie geschlungen hatte und ihn voller Seelenruhe und ernsthaft dabei ansah. —

Dies war an jenem Tag der Bärenjagd geschehen, und Helfenrieder war seitdem, wenn er malte und die Höllentiere übereinander türmte, als gälte es eine Arche Noah des Teufels zu konterfeien, stets versucht, die Pinsel in die Ecke zu werfen und schnell einmal nach Juval zu laufen, um nachzusehen, ob nicht die gelblockige Anna Zelgerin da sei.

Sie war die Tochter des Wirts auf Hof Ladurn, der einmal Hospital für Palästinapilger gewesen war.

Sie war gar nicht erschrocken, als er mit seinem Bärenspieß da plötzlich aus dem Dunkel aufgetaucht war; er war, wenn man es bei Licht besah, viel erschrockener gewesen, daß so ein dünnes Jüngferlein einfach spazieren ging, obgleich ein Bär in der Gegend hauste. Aber sie machte sich eben nichts aus Bären, sie hatte nicht ein bißchen Furcht, sie ging immer hier heraus nach Juval, warum sollte sie grade heut unten im schattigen Hof bleiben, der Bär würde gewiß nicht grad an dem Tag nach Juval kommen. Und vor ihm, dem Mann mit dem Spieß, erschrak sie auch nicht, sie hatte ihn schon die ganze Zeit da unten am Bergfried stehen und Gesichter schneiden sehen und fluchen hören.

„So?" sagte er fast gekränkt. „Wenn ich aber der Teufel bin?"

Sie bekreuzigte sich, verzog den Mund, schlug die Augen nieder und gestand, daß er auch der Teufel nicht sein könne. Denn sie hatte ihn einmal auf der Kartausenmauer sitzen und gleichfalls brüllen und fluchen hören. Wäre er aber der Teufel gewesen, hätte er es in so großer Nähe so vieler Kreuze und geweihter Bilder sicherlich nicht ausgehalten. Und er war also gar nicht der Teufel, sondern ein Mann, der bei den frommen Brüdern lebte und wohl selbst einer werden wollte.

Damals wurde nicht viel mehr gesprochen. Helfenrieder war aus irgendeinem Grunde auf einmal zornig, warf Steine der lockeren Turmbekrönung in das Buschdickicht hinunter, während Anna Zelgerin ihn ernsthaft anschaute, mit großen, blauen Augen, und alle die Sommersprossen auf dem Rücken ihrer schmalen Nase ebensoviele vorwurfsvolle, unergründliche Märchenhaftigkeiten schienen. Der Tausend noch eins, was fiel dem Mädchen ein! Tat ja grad, als ob es jeden Tag Männer zu sehen bekam, die, wenig gerechnet, schon siebenzig Armesündern den Kopf vor die Füße gelegt hatten, mit einem geflammten Schwert, auf dessen breiter Klinge nicht nur Gottvater, sondern auch Gottsohn und Heiliger Geist und obendrein ein frommer Spruch eingegraben waren. Und es überkam ihn etwas wie die alte Angst, die er schon ganz verjagt zu haben glaubte, die Angst des Befleckten vor der Reinheit, eine Scham, nackt zu sein in einer Versammlung von kurfürstlichen Räten, die in pelz-

verbrämten Brokatgewändern feierlich und vornehm auf ihren Stühlen sitzen.

Und er ging heim, ohne noch ein Wort zu der Dirne zu sagen, setzte sich gleich vor seine Staffelei und malte das nackte Weib, das den Heiligen Antonius versucht, mitten unter das Höllengewürm. Es war so nackt, daß die Mädchen in den Münchner Frauenhäusern am Lehel, wenn sie sich ihm und seinen Gesellen bei lärmenden Gelagen an Sommerabenden gezeigt hatten, dagegengehalten ihm gradezu als Muster ausbündiger Keuschheit erschienen. Es hatte rote Haare und graue Augen und einen blassen Mund, der sich leicht öffnete, als wolle er lockende, süß lügnerische Worte von sich geben. Die roten Haare umwehten die Glieder, ohne sie zu verdecken; nein, sie gaben sie gleichsam noch mehr und noch verführerischer den Blicken preis, sie luden die Hände ein zu betasten und die Lippen zu küssen, sie waren wie hundert Paradiesschlangen, die mit hundert schmeichelnden Zungen hundertmal zum Apfelbiß einluden.

Und es wurde so finster in Helfenrieders Seele, daß er mitten in der Nacht aufstand, da er wieder den Gryphus am Mörtel der Wände kratzen hörte.

Der Bär war übrigens nicht aufgespürt worden, weder an diesem Tag noch in den nächsten, und das Tal versank wieder in die Stille dieser abgeschiedenen Hochtäler, die vom weißschäumenden Wasser des Bachs in ihrem Grunde bis hinauf zu den feingeschwungenen Schneegraten ihrer Berge nichts anderes zu tun zu haben scheinen, als in schweigender Andacht sich Gott hinzugeben und seinen Namen

immerwährend durch die große Ruhe ihres Versunkenseins zu preisen.

Da und dort stand wohl ein Bauernhof auf einem sonnigen Bühel, und ein paar Zäune aus gekreuzten Latten liefen den Berg hinab, den Lärchenwald von grünwogenden Gerstenfeldern zu scheiden, ein Weg zwängte sich mühsam im Zickzack durch den Weidenbusch, der grau war und im Winde schillerte, ein Seitental öffnete sich hinauf bis zum blauen Eis, das mit Riesentatzen über Felswände ins grüne Almenkar herablangte, Wolken wehten wie Rauch vom Opferaltar von den Gipfeln ins hellklare Blau des Himmels hinaus, manchmal erklangen die Berge wie gespannte Saiten im Sturm, der aus den innersten, unerforschten Gründen der Wildnis, aus der Menschenferne der Gletscherbrüche ins Grün des Waldes herniederfuhr; aber lag Helfenrieder auf einem Stein in der Sonne oder stand er auf der Klostermauer und sah ins Brausen des Wetters, so schüttelte er den Kopf und verwunderte sich ob der großen Ruhe, die ihn überkommen wollte.

Er ging oft nach Juval. Gewöhnlich saß er allein im Gemäuer oder lag draußen am Rand vor dem Bergfried. Aber es geschah auch, daß Anna auftauchte und unbekümmert um ihn Kränze wand oder sang. Wenn er dann in seiner Zelle saß, erfand er eine neue Scheußlichkeit für sein Bild, etwa ein spinnenartiges Wesen mit roten Warzen besetzt oder einen Meerrochen, der sich auf einen Fuß des Heiligen Anachoreten setzte, während den andern ein breiartig-schleimiges Untier umklammerte, das aus

einem Kopf von grünlicher Leichenfarbe und vielen rüsselartigen, dünnen Ärmchen bestand. Und das nackte Weib bekam eine neue Zugabe zu seinen Verführerinnenattributen, nämlich eine Kette von roten Korallen, die um die zierlichen Fesseln seiner Beine derart geschlossen war, daß die Anlockung, die von ihm ausging, noch stärker wurde; es schien nämlich, als böte die Teufelsbuhlerin dem Beschauer diese Kette zum Zerbrechen dar und als verspräche sie dem, der sie sprengen würde, unerhörte Qualen der Wollust.

Bruder Aloisius sah es mit Bewunderung und Herzklopfen. Und als Helfenrieder eines Tages das Ansinnen an ihn stellte, er möchte ihm für den Kopf des Antonius Modell sitzen, erklärte er sich, die Erlaubnis des Priors vorausgesetzt, ohne weiteres dazu bereit.

So saßen sie beieinander, Aloisius still in sich versunken, meditierend, manchmal die Lippen bewegend zu stillen Gebeten, ein noch junger Heiliger mit braunem Bart, mit tiefliegenden, ekstatischen Augen, mager vom Aufstehen mitten in der Nacht, vom unaufhörlichen Beten, von der dürftigen Kost, den Bohnen, den Rettichen, dem kümmerlichen Käse, dem trockenen Brot, das spröde war vom Alter und in tausend Stücke zersprang, wenn man es brechen wollte, den Rücken schon etwas gekrümmt, als lägen endlose, entbehrungsreiche Jahre auf seinem Nacken, den Hals mager, faltig, geierartig, durch einen weit vorspringenden Adamsapfel entstellt, und Helfenrieder, die Augen gleichsam gespannt in der Inbrunst eines leidenschaftlichen Zielens, alle Muskeln des Antlitzes

in immerwährender spielender Bewegung, heißhungrig suchend, aufmerksam, manchmal einen Ruf ausstoßend, ein Wort, dessen Sinn Aloisius nicht faßte, ein rauhes Stöhnen, alles um sich her vergessend, nur sein Modell nicht, nur die Herrschaft über die willige Hand nicht, die in großen, beschwingten Bewegungen Farbstrich neben Farbstrich auf die Leinwand setzte.

Aber dann klopfte der Laienbruder Severus an das kleine Fenster, es war Zeit zur Terz, Zeit zum Essen, Zeit zur Vesper, an alle die Fenster der Mönchshäuser klopfte er, und einer nach dem andern gingen die Brüder, die Hände in ihre weiten Kuttenärmel versenkt, mit niedergeschlagenen Augen quer über den Grasplatz hinüber zum Kreuzgang und zur Kirche. Die weißen Tonsuren schimmerten in der Sonne. Und über den Bergen des menschenleeren Pfossentals, das sich der Kartause gegenüber bis zu den Eiswüsten hinauf auftat, stand im blauen Julihimmel die Sonne.

Das Schweigen der Brüder schien Helfenrieder lauter zum Firmament zu schreien als das Brüllen des Bachs unten in der unwegsamen Talschlucht. Wenn aber ihr Beten die Kirche erfüllte, war es ihm, als erhöben die Berge ihre Stimme und verkündeten in einem gewaltigen Brausen immer mit demselben, mit einem einzigen, stets wiederkehrenden Wort von nie gehörtem Klang die Macht Gottes über die Welten.

Gryphus kratzte seltener an der Mörtelwand. Helfenrieder vertilgte unglaubliche Mengen des Griesbreis, den er sich jetzt selber auf seinem Herde kochte,

und der Bohnen oder Linsen, die der Laienbruder Martinus pünktlich lieferte. Er trank nur Wasser, einmal, weil er keinen Wein bekam, und zweitens, weil ihm das Wasser des Brunnens den immerwährenden Brand seines Inneren am besten stillte. Er war nie ein eigentlicher Trinker gewesen, obgleich er wahre Sturzseen von Bier in sich gegossen hatte, und es genügte ihm darum jetzt, die Ergiebigkeit des Klosterbrunnens auf die Probe zu stellen, aber auch die jedes anderen Quells, an dem er auf seinen häufigen Wanderungen nach Juval vorüberkam.

Als er eines Tages wieder auf der Burg gewesen, aber niemanden, durchaus niemanden dort getroffen hatte und ingrimmig fluchend und mit sich selber hadernd heimkehrte, tauchte bei einem Haufen frisch gefällter und entrindeter Baumstämme ein Bauernbursch aus dem Walde auf, der Helfenrieder mit haßerfüllten Augen ohne Gruß lange ansah und ihm, als er sich noch einmal nach dem Wegelagerer umschaute, wütend mit der geballten Faust drohte und eine Handvoll Tannzapfen nachsandte. Der Maler kümmerte sich nicht darum und vergaß die Begegnung. Aber zwei Tage danach war er in Juval und traf die Anna Zelgerin auf dem gewohnten Platz mit verweinten Augen. Er fragte sie, was ihr fehle, aber sie schwieg hartnäckig, und erst nach einer Weile, als er sich brummend abseits setzte und eine Gruppe Federnelken, die im Gemäuer stand, zu zeichnen begann, näherte sie sich ihm langsam und sagte, indem sie plötzlich hell auflachte: „So ein Esel, der Martl, so ein Brummbär, ein g'spaßiger! Ich soll

nimmer daher gehn, sagt er. Als ob er mir was zu schaffen hätte!" Und es erwies sich, daß Martl ein Nachbarssohn der Anna war und daß er sich immer unterstand, den Herrn spielen zu wollen. Aber sie ließ sich von keinem kommandieren als vom Herrn Vater und vom hochwürdigen Herrn Glantaler in St. Kathrein. Und gebrüllt hatte der Martl, gerade so wie der Herr Maler, damals, als sie ihn zum erstenmal hatte auf der Mauer sitzen sehen.

Nun wurde die Anna sehr friedlich und vergnügt, blies auf einem langen Grasblatt, machte ihre gelben Zöpfe auf, kämmte und flocht sie wieder, und Helfenrieder saß, ohne sich zu rühren, bebte in hilfloser Anbetung und wurde zuletzt so unwirsch und verzagt, daß er sich mühsam erhob und ohne ein Wort des Abschieds davontrabte wie ein Bär, der lang kein Schaf mehr zu sehen bekommen hat und die Welt als lächerliches Tal des Jammers und des Hungers zu erachten geneigt ist.

Das Bild des Mädchens aber verfolgte ihn in sein winziges Häuschen und in seine Einsamkeit. Überall sah er das reife Flimmern ihres Haars in der Sonne, eines Haars, das ihr bis zu den Knien reichte und in das sie sich wohl ganz einhüllen konnte, wenn es darauf ankam. Und dann die Augen! Augen einer Kuh, sagte er sich, um ihren Zauber zu brechen. Sakrament, Augen einer Kuh! Ebenso gutmütig und dumm und von einem feuchten Glanz! Aber er wußte gleichwohl, daß diese Augen ganz anders als Kuhaugen waren; sie hatten etwas, was ihn zornig und hilflos machte, und er biß sich in seine Fäuste, bis

es schmerzte, weil er sich strafen wollte, daß er so schwach war.

Er sah, wie die Laienbrüder Bruno und Damian draußen ein mächtiges Bündel frisch gemähten Grases gemeinsam in den Stadel schleppen wollten; aber sie vermochten es nicht zu bewältigen. Bruno gackerte wie eine Henne und Damian lief ratlos um das Bündel herum und zerrte an seinem Gürtel, als ob das nützen könnte. Da stürmte Helfenrieder hinaus, setzte sich nieder, ließ sich die Last von den beiden auf die Schultern wälzen, kam dann langsam in die Höhe, zuerst schwankend, dann immer sicherer, und schritt schließlich zum Stadel, wie Atlas, der die Erdkugel leichtbeschwingt dahinträgt.

Als er das Heu an seinem Platz abgeworfen hatte, reckte und dehnte er sich in den Gelenken, lief in seine Zelle und benutzte die letzte Helligkeit vor Sonnenuntergang noch dazu, dem roten Weib auf seinem Bild einen goldenen Kamm in die Hand zu malen. Auf das Haupt aber setzte er ihm einen Zwillingsbruder des Gryphus.

Ich werde dich schon unterkriegen, sagte er in einem brummigen Selbstgespräch; dich will ich schon kriegen, du sollst mir noch einmal was vorkämmen, gelbe Hexe, Milchlamm du, mit deinem Affen von Nachbars-Martl! Meinst du, ich bin ein Zittergreis? Meinst du, daß ich die Weiber immer nur aus der Ferne anglotze? Meinst du, ich stehe mit dem Teufel nicht auf du und du? Und wenn du dich zehnmal anstellst, als wüßtest du nicht, wo Bartel den Most holt — ich glaub dir's nicht, du lügst mit

den Augen, aber du machst mich nicht dumm. Pfui Teufel, ich spucke auf das ganze Affentheater, in dem du die Unschuldige agierst und ich den Gebändigten.

Und er setzte sich hin und malte in sein Bild noch den Teufel hinein, einen völlig nackten, braunen Mann mit einer Hasenscharte in der Oberlippe. Aber er gab ihm weder Pferdefuß, noch Schwanz; durch nichts machte er ihn als den Gott der Fliegen kenntlich als durch das heimtückische, rote Leuchten seiner Augen und den langen, spitzen Nagel seines rechten Zeigefingers, der sich höhnend ausstreckte, als wolle er den heiligen Antonius durchbohren. Über seiner Schulter flatterte eine gelbe Eule, und aus dem Spalt der Oberlippe schaute ein grüner Frosch heraus, der breit und behaglich dasaß.

Gryphus war sehr lebendig in den Nächten, hockte auf seinem Stein und kratzte den Mörtel von der Wand.

II

Die Madonna

An dem Tage, da die Mönche den Bruder Bonifazius begraben hatten und wie an einem Festtag im Refektorium aßen, gemeinsam aßen, um leichter über ihren schweren Verlust hinwegzukommen, sprach der hochwürdigste Prior Anaklet mit Christoph Helfenrieder. Er war ein großer, bartloser Mann, das Gesicht von unzähligen Runzeln durchfurcht, die sich mit den dazu gehörigen Falten lebhaft bewegten. Er ging in seiner Studierzelle auf und ab, klopfte mit der Faust an die Wände, streichelte sein Betpult, den Fensterrahmen, einen hochlehnigen Stuhl, ein Schränkchen, das in bunter Schnitzerei das Kartäuserwappen trug, nämlich einen von einem Kreuz gekrönten Apfel oder Ball, über dem sieben Sterne schwebten, kurz, tat alles mögliche, was keinen Sinn zu haben schien. Aber den Helfenrieder sah er nicht an, auch nicht, als er sich mit Räuspern und Stocken und unendlicher Vorsicht danach erkundigte, ob nicht der Maler schon einmal daran gedacht hätte, ganz im Kloster zu bleiben. Die Brüder starben, haaa—ach, hehö, armer Bonifazius! und es stand mehr als ein Häuschen leer.

Aber Helfenrieder hämmerte sich mit der Faust auf seine Knie, daß es erdröhnte, wischte sich mit

dem Handrücken den Schweiß von der Stirn und sagte, er wisse selbst nicht, was er wolle. Aber er werde dem Kloster noch ein Bild malen für die Kirche, die Mutter Gottes in den allerschönsten Farben; man müsse ihm noch eine Weile Asylrecht gewähren, und er wolle sich Mühe geben, so wenig zu fluchen, daß der Baumann des Klosters gegen ihn gehalten nur ein Schächer sein werde.

Der Prior fuhr mit der Hand sacht über den großen Tisch aus Tannenholz, sah gespannt auf einen Astfleck im weißgescheuerten Fußboden und schwieg, obschon er sich besann, daß heute geredet werden konnte und sogar mußte. Denn es war Dispens vom Schweiggebot, eben weil ein Bruder gestorben war. Schließlich gab er dem Maler die Hand, stotterte etwas Freundliches und schlug so verlegen sein Brevier auf, daß Helfenrieder, sich entlassen sehend, geradenwegs in den Garten ging, der innerhalb des Kreuzgangs lag, eine Handvoll Kartäusernelken pflückte und sich ziemlich eilig nach Juval begab.

Anna war da, saß in der Sonne, hatte ein kleines Schwesterchen auf dem Arm und redete lange nichts. Aber als er ein Stück Papier aus der Tasche gezogen und zu zeichnen begonnen hatte, sagte sie auf einmal: „Der Baumann hat erzählt, daß Ihr einen Menschen totgeschlagen habt.“

Er legte ihr die Nelken in den Schoß und zeichnete wortlos weiter.

„Warum schaut Ihr mich immer so an?“ sagte Anna nach einer Weile. Ihr Gesicht schien einen Schimmer röter als sonst.

„Weil ich dich zeichne," sagte Helfenrieder. In diesem Augenblick schien es ihm eine ausgemachte Sache, daß er diese Anna Zelgerin haßte, die sich in allen Dingen mit so selbstverständlicher Ruhe und Sicherheit umtat, als sei sie nicht eines Bauern gelbhaarig Kind, ein armes Wildweiblein, ein Geschöpf, das nicht lesen und nicht schreiben kann, sondern eine vornehme Dame mit Goldkette und Federfächer. Haha, saß einfach da und examinierte und katechisierte ihn, hantierte mit Feuer, ohne zu gedenken, daß da, neben ihr, ein Pulverfaß lag, spielte die Madonna: gut, in des Teufels Namen, so zeichnete er sie als Madonna, über das Irdische hinausgehoben, thronend über den Welten, einfältig fromm. Ah, er wollte sie wohl niederzwingen, wollte den Zauber brechen, sich ihrer erwehren, aus Gluten irdischer Liebe ein himmlisches, leeres Nachtlichtchen machen! Den Teufel hatte er schon besiegt, nun kam die Mutter Gottes dran!

Er lachte, als er erkannte, wie er es anstellen mußte, sich an dieser Bauerngitsch zu rächen. Das engelfrommste Bild sollte erstehen, aber der es gemacht hatte, sollte die allerruchloseste Seele haben. Und wie er die Hölle niedergezwungen hatte, so erhob er sich nun auch über den Himmel.

Zähneknirschend sah er, wie Anna das zappelnde Kind in den Armen wiegte. Er brauchte nichts zu sagen, sie fand sich ganz von selbst in ihre Rolle, sie unterstand sich wirklich, wie die himmlische Magd Gottes auszusehen.

Und weil sie so schön war und sich durchaus

nicht dazu verstehen wollte, sich vor ihm zu entsetzen, erzählte er ihr sein Leben. Nicht alles an einem Tag, sondern stückweise, in einem regellosen Durcheinander. Nur um sich an ihr zu rächen und Feuer ins Pulver zu werfen. Er schilderte ihr die Spelunken, in denen er brüllend und saufend gesessen hatte, Weiber auf den Bänken oder auf dem Schoß der Männer, alles ein Lärm und eine Sinnlosigkeit, Vater tot, Mutter tot, kein Mensch, der sich um ihn kümmerte als die rothaarige Dirne, die Babette, die er einem betrunkenen Hartschier abgekauft hatte. Der Mann sollte dafür auf seine, des Malers, Kosten vierzehn Tage lang im „blauen Engel" so viel trinken dürfen, als er mochte. Aber er hatte es nur zehn Tage ausgehalten, dann war er tot.

Er sah Anna herausfordernd an. Sie saß mit niedergeschlagenen Augen und wiegte das Kind, das einschlafen wollte.

Und jedesmal, wenn er wiederkam, machte er eine neue Studie von ihr; denn immer noch war ihm das göttliche Antlitz nicht göttlich und engelhaft genug. Und er erzählte immer mehr und immer Schlimmeres, indem er sich völlig preisgab, nach Rache dürstend, schäumend vor Wut, von einer zitternden, unseligen Anbetung erfüllt.

„Ja, ich habe einen Menschen totgeschlagen," sagte er eines Tages.

Sie bekreuzigte sich, sah aber nicht auf.

Und er erzählte, wie lieb ihm seine rothaarige Babette geworden war, ein Weib, so liederlich wie der Teufel und ihm doch so unentbehrlich, daß er sich damals, als sie ihm durchging, hatte aufknüpfen wollen.

Anna war leichenblaß geworden.

An diesem Abend triumphierte Helfenrieder, als er allein beim Schein eines Kienholzspans in seinem Häuschen saß. Aber in der Nacht sah er den Teufel und Gryphus nebeneinander hocken, drüben an der weißen Wand seiner Schlafkammer; sie wisperten, er sah ihre kleinen Augen funkeln. Er warf seinen Wasserkrug nach ihnen, daß er klirrend zerschellte. Und dennoch fand er ihn am Morgen unversehrt, wenn auch leer neben seinem Strohsack stehen.

Er erzählte Anna an diesem Tag, daß er den Teufel gesehen hatte. Sie betete ein Ave Marie und ein Vaterunser und saß dann wieder still vor ihm, ihn mit großen, reinen Augen ansehend, so daß er drei Stunden lang nur diese Augen zeichnen konnte. Sie waren von einem Glanz, den er herauszubringen verzweifelte; sie hatten ein Leuchten, das ihn noch ganz verrückt machen würde; sie waren wie Sterne, ihr Weiß schimmerte in einem zarten, zarten Blau, und ihr Blau war so unergründlich, daß es ihm manchmal schien, als sähe er in ein tiefes, von unterirdischen Kräften bewegtes Wasser. Die langen Wimpern warfen einen Schatten, der darüber hinhuschte, wie der Schatten wogender Kornähren über den Rand einer von Vergißmeinnicht blauen Wiese. Die Brauen standen in einem hohen, klaren Bogen darüber.

„Wenn ich gefangen werde,“ sagte er, „dann machen sie mich nicht einfach tot, sondern dann werden sie Martern ersinnen, die es noch nie gegeben hat.“

Und er zeichnete diese Augen, die ihn behext

hatten, indem er erzählte, was gewesen war, als er sich mit der Ursula Tannauerin zusammengetan hatte. Sie war kleiner als Anna und hatte schwarzes Haar. Sie war die Tochter eines Schusters, der sie aus dem Hause geworfen hatte, weil sie ihm, dem Helfenrieder, anhing. Sie hungerten miteinander, denn der Krieg war im Land, und kein Mensch kaufte Bilder, keine Kirche ließ Bilder malen. Sie lebten von den Rüben, die sie auf den Feldern stahlen. Und manchmal tanzten und sangen sie in den Straßen und konnten von den Kupferkreuzern, die man der Tannauerin in den Teller warf, Schnaps kaufen und Leberkäs. Bis er sich dann erbot — — nein, das sagte er ihr ein andermal, heute nicht. Aber wollte sich Anna vielleicht den Preis verdienen, der auf seinen Kopf gesetzt war? Es war viel Geld, und sie konnte sich eine Grafschaft dafür kaufen, wenn sie wußte, was das war. Sie brauchte nur nach der Stadt Meran gehen und von einem Schreiber einen Brief an den Kurfürstlichen Geheimen Rat und Gerichtspräsidenten Humberger schreiben lassen, so hatte sie die Grafschaft, hehe, aber sie wußte ja auch nicht, was ein Kurfürst war, nichts wußte sie.

Er tat, als ob er ganz unendlich belustigt wäre und lachen müßte, aber in seinen Augen flackerten die Angst und der Haß. Da saß Anna in ihrer Reinheit, und es trieb ihn, sie zu trüben, indem er all den Schutt von seiner Seele ablud.

Ja, ein großer Herr, es konnte des Kurfürsten Vetter, vielleicht sogar sein leiblicher Bruder gewesen sein, der sah die Tannauerin, als sie in den Straßen

sang. Und vier Tage später ertappte der Maler, von einem Abdeckerknecht gewarnt, die Tannauerin und den großen Herrn bei einer Kupplerin miteinander und schlug sie tot, mit einem eisernen Schürhaken. Der große Herr machte nicht viel Wesens, verdrehte die Augen, zappelte ein wenig und streckte die Glieder. Aber die Ursula sah ihn an, als er sie niederschlagen wollte, mit einem Blick, mit so einem Blick, daß er es beinahe nicht vermocht hätte.

Was er jetzt stotternd sagte, verstand Anna nicht, aber sie mußte wohl an dem plötzlich veränderten Klang seiner Stimme hören, daß es etwas Besonderes war.

Den großen Herrn hatte er abgetan, wie man ein Ferkel abtut, ob es auch quiekt und sich windet, aber die Ursula ... er hatte sie so oft in den Armen gehalten, und immer, wenn sie Welt und Krieg und Hunger und Not vergaßen, in ihrer Bettlerkammer, auf ihrem verfaulten Strohsack, hatte sie diesen Blick in den Augen gehabt, diese hündische Unterwerfung unter seinen Willen, verdammt noch einmal! Dieses Sterben vor Liebe! Hundertmal war sie gestorben, und nun starb sie das erste- und letztemal wirklich. Denn er schlug sie tot, mit vier Hieben. Und darum war er verdammt und spie auf die Welt und konnte nicht selig werden und mußte brüllend auf einer Klostermauer sitzen und sah des Nachts den Teufel und hörte den Gryphus an der Wand kratzen.

Mit einem Mal hielt er inne und machte mit schnellen Strichen alle die Augen unkenntlich, die er die ganze Zeit über gezeichnet hatte. Das waren

Kuhaugen, groß und leer, er bekritzelte und verdarb nur sein Papier, er konnte nichts mehr; aus, fertig! Als er aufblickte, plötzlich von einem seltsamen Laut getroffen, sah er Anna auf dem Boden knien; sie hatte die Arme vor den Augen, als wehrte sie etwas ab. Aber sie sagte kein Wort, und als sie nach einer Weile wieder auf die Füße kam, sah er, daß ihre Augen voll Wasser waren.

Da lief er fort; er wollte nicht, daß sie triumphieren konnte, daß sie stärker war als er, daß sie sich mit ihrer Barmherzigkeit etwa innerlich brüstete. Er wollte sie niederzwingen, zerbrechen; schwach sollte sie vor ihm werden, so schwach, daß sie ihn verfluchte.

Bruder Aloisius kam nicht mehr in seine Zelle. Das Bild des heiligen Antonius stand gegen die Wand gekehrt im Staub einer Gerümpelkammer, die Mönche schwiegen und beteten.

Aber Helfenrieder stand allzeit das Bild seiner Madonna vor Augen, und je mehr er gegen sich wütete und sich vor der Reinheit mit Schmutz bewarf, um so klarer wurde seine Einsicht, daß er die Seele dieser kleinen, gelbhaarigen Bauerndirne nicht trüben konnte, und daß sie sich immer höher vor ihm erhob, ihn mit sich emporziehend, er mochte sich sträuben, wie er wollte. Ha, wie er sie haßte!

Und er glättete eine Wand seiner Zelle, die Wand, an der Gryphus zu kratzen pflegte, der Mistvogel, das lächerliche Breitmaul mit den Schwimmfüßen und der verstopften Schnabelnase. Er bewarf die Wand mit einem groben Mörtel, rauhte sie an

der Oberfläche auf, ließ sie trocknen, schliff sie ab und umrahmte sie für das Bild der Madonna.

Aber würde es ihm jemals gelingen, seiner Mutter Gottes den Hals zu geben, den die Bauernmagd, diese törichte Anna Zelgerin, die alle seine Erzählungen gewiß nicht verstand, auf ihren Schultern trug? Wenn er ihn zeichnete, dann mühte er sich, seine Hände so zart als möglich über das rauhe Papier hingehen zu lassen, haarfein waren die Striche, ein Nichts, ein Hauch, aber er sah, es war nicht möglich, daß sie jemals auch nur einen Begriff von der Weichheit und Reinheit dieser Linien geben konnten, die ein zartester Flaum nur noch weicher und reiner zu machen schien.

Wenn er nach Juval kam, saß Anna schon auf ihrem Platz, oben auf der Plattform des Turms; wenn er ging, nachdem er abermals ein Stück von der sinnlosen Raserei seines Lebens in heftigen, zornigen Worten aufgedeckt hatte, sah sie ihm still nach, bis er im Busch verschwunden war, zerpflückte den Blätter- oder Blumenkranz, den sie vielleicht gebunden hatte, und stieg langsam den steilen Pfad zum Hause des Vaters hinunter.

Alle drei, vier Tage liefen sie zueinander, und Helfenrieder sah, daß es nichts nützen würde, das Bauernmädchen zur Himmelskönigin zu machen. Niemals berührte er sie, und doch trieb es ihn, wenn ein paar Tage vergangen waren, Hals über Kopf durch Wald und Busch nach Juval zu laufen, Papier und Kohle in der Tasche und ein Stück Brot für den Hunger.

Die Brombeerranken und die wilden Rosen waren verblüht, immer höher hinauf schwand der Schnee der Gipfel, um die Mittagsstunde dampften die Berge in einem weißlichen Dunst, und die Schatten hatten das Blau einer stillen Meeresbucht inmitten einsamer, zerbröckelnder, brauner Klippen. Wolken gab es, die weiß von den Gletschern her nach Süden segelten, über dem breiten Etschtal kamen sie zu Hauf, ballten sich in dicken Heersäulen zusammen und säumten sich mit einem braunvioletten Rand. Und zuletzt wurden sie golden, zergingen im Abendhimmel, und ihre Trümmer verwehten zart im fernen Süden über dem Kranz der italienischen Berge.

Im Kloster wurde Rat gehalten; denn die Hirten oben unter den Gletschern und Jochen, die ins Ötztal führten, hatten den Bären von neuem aufgespürt. Drei Tage hallten die einsamen Hochkare vom Lärm der Jäger wider, in den Nächten leuchteten Feuer auf, eins, von einem wilden Burschen auf der höchsten Firnkuppe des hinteren Tals zusammengetragen, schien als ein neuer, roter Stern über der Welt aufgegangen zu sein, dann versank das Tal wieder in seine Stille. Der Bär war entkommen, vielleicht ins Ötztal, vielleicht ins Passeyer hinüber ...

Die Brüder in der Kartause zu Allerengelsberg schwiegen und beteten. Um sieben Uhr des Abends, wenn die Sonne noch auf den östlichen Bergen lag, gingen sie zur Ruhe. Aber um elf Uhr schon stolperte Severus von Haus zu Haus und weckte zur Matutin und den Laudes. Und um Mitternacht waren sie in der Kirche, den jungen Tag andächtig mit Gebet zu

grüßen. Von drei Uhr, wenn es dämmerte, schliefen sie wieder bis sechs, bis es Zeit war, feierlich das Hochamt zu beginnen. Sieben Stunden Schlaf, acht Stunden Gebet, neun Stunden Arbeit, das war ihr Tag, und Schweigen dazu, immerwährendes Schweigen, und nur ein Blick, eine Handbewegung, ein kurzes Deuten, wenn eine Mitteilung oder ein Befehl nötig wurde.

Helfenrieder war still wie sie, so lang er im Bereich der Klostermauer war; lief er aber nach Juval, so überkam ihn ein Drang zu sprechen, zu rasen, zu fluchen, sich zu enthüllen und zu offenbaren, und Anna Zelgerin war Beichtvater und ein zerfallendes Gemäuer der immer geöffnete Beichtstuhl, der von seinen Sünden widerhallte.

Er hatte gespielt, hatte getrunken, hatte mit wilden Weibern gelebt, hatte gemordet: er hatte die Ursula Tannauerin mit einem eisernen Schürhaken erschlagen.

Er saß und beschaute seine Hände, ob sie noch rot von Blut waren.

„Da," sagte er und hielt sie der Anna hin. „Siehst du nichts?"

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn verwundert an.

Es war ein schwüler Sommernachmittag, den Himmel verhüllte eine ebenmäßig weiße Wolkenwand, und aus dem Etschtal stieg der süße, schwere Geruch der reifenden Trauben zu der Waldlichtung über Juval empor, wohin Anna ihre kleine Schafherde getrieben hatte.

Sie saßen nebeneinander im Grase und hielten

sich bei den Händen. Helfenrieder sah sie finster an. „Was rede ich zu dir!" sagte er. „Was hilft es! Du kannst es mir nicht abnehmen. Du bist wie ein Reh im Walde, das nichts vom Jäger weiß."

Und plötzlich überkam es ihn, daß er erschüttert den Arm um ihren Nacken warf, sie an sich zog und auf den leicht geöffneten Mund küßte. Der fragende Ausdruck verließ ihr Gesicht nicht, sie regte sich nicht in seiner Umschlingung, aber ihrem Munde entfuhr ein leiser, weher Laut. Da stieß er sie von sich, wie von einer Schlange gebissen, warf sich auf den Boden und stöhnte.

Er hatte ihr ja noch nicht alles gesagt, sie wußte ja gar nicht, wer er war; nein, sie sollte ihn nicht küssen, so nicht; sie hatte die Mutter Gottes zu sein, mit einem stillen Lächeln und niedergeschlagenen Augen, aber nicht ein Weib, ein Weib wie alle Weiber.

Er hatte den Vetter oder sogar den Bruder des Herrn Kurfürsten erschlagen, an dem lag nicht viel, und an der Tannauerin vielleicht auch nicht, und jeder, dem es so ging, wie ihm, nahm die erste beste Waffe und machte ein Ende. Und daß er spielte und trank und fluchte, das konnte der Pfaff in der Beichte vergeben. Aber was noch außerdem geschehen war, das machte ihn für sein ganzes Leben zum Hund, und wenn er auch schon zehnmal von der Sünde absolviert war.

Er saß im Kerker, ein paar Monate lang, schon bevor er die Tannauerin hatte; o, nur wegen einer Rauferei. Ein paar Kerle hatten ihn und seinen

liebsten Freund Martin Weilheimer überfallen, in einer engen Gasse hinter der Peterskirche. Kein Licht war, als das rote Flimmern eines Öllämpchens unter einem Muttergottesbild. Sie hieben wütend um sich, denn sie hatten grad so viel getrunken, daß sie zum Raufen aufgelegt waren. Den Weilheimer stachen die Bestien tot, aber er schlug drei von den Halunken nieder und warf sich auf den vierten, als die Stadtwache daherkam und ihn, gerade ihn, faßte; denn so viel hatte er doch getrunken, daß er nicht recht laufen konnte. Und sie setzten ihn im Turm fest. Und er saß und wäre bei lebendigem Leibe verfault, denn er hatte keinen Fürsprecher. Aber das Schlimme war, daß er in den Nächten vor Haß und Zorn nicht schlafen konnte. Er haßte die Menschen, alle Menschen. Wenn er die Gewalt gehabt hätte, so würde er mit einem Pulverfaß die ganze Stadt in die Luft gesprengt haben. Er erkannte, daß er der Teufel war, der nichts liebt, der immer nur verachtet und der nicht lachen kann. Der Teufel war er, hockte krumm auf seinem Lager, den Kopf in die Hände gestemmt, und nährte sich von seinem dumpfen, schrecklichen Haß.

Anna nestelte erschreckt an ihrem Zopf, den sie über die Schulter nach vorn genommen hatte. Sie war blaß, oder es schien ihm nur so, denn die Wangen waren braun wie immer, und nur die Lippen hatten etwas Fahles; aber das konnte auch von der Schwüle kommen, die schwer und lähmend aus der Etschniederung zu ihnen heraufstieg.

„Da sieh!“ sagte Helfenrieder noch einmal und streckte Anna seine Hände hin. „Siehst du etwas?“

Er lachte rauh, da sie den Kopf schüttelte. Henkershände waren es! Er hatte eines trüben Winterabends auf seiner Pritsche im Kerker gelegen. Gryphus kratzte den Mörtel von der Wand. Da kam der Fronvogt mit einem Gehilfen herein. Der Fronvogt war dick und kahlköpfig und hatte eine gespaltene Lippe. Er brachte einen Krug Bier und ein Trumm Speck und fragte, ob sich der Helfenrieder wohl getraue, einem Armesünder den Kopf abzuhacken. Der Freimann war tot, und es fand sich grade kein Ersatz; denn es war Krieg, und die Burschen, die man brauchen konnte, trieben sich auf den Landstraßen herum, im Korps des Tilly oder des Wallensteiners. Und Helfenrieder sollte sofort frei sein, wenn er einschlug: leichtes Geschäft und gute Bezahlung, von der Vergnüglichkeit der Arbeit ganz zu schweigen.

Er hatte zugegriffen, nicht nur weil er damit loskam, sondern weil es ihn freute. Hoho, es freute ihn; der Wahrheit die Ehre!

Da waren ein paar derbe Kerle, die den Verurteilten niederhielten. Und da stand er selber, das Schwert mit der Spitze auf das Brettergerüst aufgestemmt, und wartete. Und dann, in einem Sausen, so schnell, daß er sich immer wundern mußte, wie schnell es ging, blitzte es durch die Luft. Aus! Er hatte noch das Winseln manches Gesellen im Ohr, den die Knechte auf die Knie warfen. Er sah noch den Blick manches Verurteilten, den stummen Schauder in den Augen eines ganz jungen Burschen, den er hatte köpfen müssen, weil er ein Bauernmädchen auf der Straße überfallen hatte. Einen Nacken hatte der

Lümmel wie einen Baum, ein Eisennacken war es. Aber es nützte ihm nichts, er starb nicht anders als ein Hahn, dem man den Kopf abhackt.

Helfenrieder dämpfte seine Stimme.

Die Augen gingen ihm noch nach. Wenn er des Nachts erwachte, sah es ihn aus allen Ecken gespenstisch an, hundert Augen lauerten, die sich nur manchmal langsam mit einem schweren Lide deckten und dann wieder aufgetan wurden, ihn anzusehen ...

Er hatte einmal ein Bild gemalt mit allen diesen Augen, um sie abzutun, aber sie kamen immer wieder. Er bereute nichts, nein, das nicht ...

Anna weinte lautlos, hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen und die Tränen tropften ihr zwischen den Fingern hindurch in den Schoß. Da riß er ihr die Hände herunter, umklammerte ihre Wangen, sah sie lange an und sagte zähneknirschend: „Madonna, werden deine blöden Jungfernaugen nicht endlich einmal zu begreifen anfangen? Was willst du von mir? Warum zwingst du mich zu reden? Siehst du nicht, daß deine Unschuld eine Beleidigung für mich ist? Vor Leuten, wie ich es bin, schlägt man drei Kreuze; aber man kommt nicht immer wieder und sieht sie an."

Er riß sie an sich, da sie hilflos dasaß, und küßte sie auf die Augen, die Wangen, den Mund. Jetzt sterben, durchfuhr es ihn; sie läßt sich küssen, sie wehrt sich nicht, sie liebt mich ... sie war einen Augenblick in seinen Armen wie erstarrt, lag schwer an seiner Brust, daß er den Hauch ihres Atems fühlte. Da durchrieselte es ihn plötzlich, in seiner Hand fühlte

er einen wütenden Schmerz, und da er sie mit der gebissenen, blutenden Linken losließ, versetzte sie ihm mit der geballten Faust einen Stoß vor die Stirn, rannte den Abhang hinab und verschwand im Wald.

Den ganzen Nachmittag war er, sie zu suchen, durch den Busch gelaufen. Am Abend saß er dann in seiner dunklen Zelle, hockte auf einem Schemel, die Arme um die Knie geschlungen, den Kopf auf den Knien. Und wiegte sich stöhnend hin und her, hörte den Gryphus an der Wand kratzen, hörte das Flattern, Atmen und Wispern all des teuflischen Unwesens, das ihn aus der dunkelsten Ecke der Kammer belauerte.

Am nächsten Tag schlich er um den Hof zu Ladurn. Er sah das große Andreas-Kreuz, das auf das Tor gemalt war, die Kastanienbäume, die über die hohe Mauer ragten, er hörte das Bellen eines Hundes, die befehlende Stimme eines Mannes, der einem Knecht etwas zurief, dann stieg er an irgendeinem Berghang durch weglosen Lärchenwald rasch in die Höhe, querte Wiesen und schäumende Wasser, kam in eine Geröllwildnis und fand sich auf einem felsigen Kopf hoch über der Talschlucht. Weit unter sich sah er die Klosterdächer, den Ladurner Hof, die Ruine Juval, im Talhintergrund die weißen Schneegipfel; es trieb ihn zu rasten, aber schon lief er wieder weiter, eine Geröllhalde hinab, daß die Steinblöcke um ihn mit Rauch und Donnergepolter ins Schießen kamen, in den Busch hinein, weiter, immer weiter, der Kartause zu.

Den ganzen nächsten Tag holte er feinen Sand

aus dem Bachbett, siebte, wusch und ließ ihn trocknen, während zugleich der Laienbruder Kassian etwas alten Kalk für ihn vorbereitete. Denn es galt, die Wand, an der Gryphus zu hocken pflegte, für das Fresko der Madonna herzurichten. Gryphus war vertrieben und gab seinen Unmut dadurch zu erkennen, daß er nachts mit einem seltsam hüpfenden, knarrenden Geräusch zu wandern begann und laut und zornig durch die Nase schnaubte. Helfenrieder lag wach auf seinem Strohsack, blinzelte in das ungewisse Dämmer und lauerte. Denn er hatte vor, dem Gryphus endlich einmal irgendwie den Garaus zu machen. Wenn der Höllenbraten einen neuen Stammplatz gefunden hatte, wollte er plötzlich aufspringen und mit der Hacke, die er neben dem Bett stehen hatte, ihm den Schädel einschlagen. Aber Gryphus blieb niemals auch nur einen Augenblick still, sondern wanderte rastlos, war zu gleicher Zeit hier und dort, klopfte und schnaubte und fuhr irgendwie, mit Krallen oder Schnabel, bald da, bald dort über die Wand.

Bei Tag gab er Ruhe. Aber dann kam Bruder Aloisius und sah den Maler vor einem großen Karton sitzen und zeichnen. Auch er wurde unwirsch empfangen. Helfenrieder sah ihn fast feindlich an und knurrte wie ein wachsamer Hund, der um das Haus seines Herrn einen Vagabunden schleichen sieht.

Nachmittags, wenn die Mönche in ihren Häusern studierten und die Laienbrüder auf einem Acker draußen arbeiteten, war es so still im Kloster, daß Helfenrieder kein anderes Geräusch vernahm als aus der Tiefe herauf das an- und abschwellende Rauschen

des Talbachs. Oder es sang ein rastender Vogel in einem Lärchenwipfel.

Dann trat Helfenrieder einen Schritt von seiner Zeichnung zurück und trank sie gierig mit den Augen in sich hinein. Sie wuchs, sie lebte, sie machte ihn begehrend, fast glückselig ... noch nie hatte er etwas so Schönes gemacht. Die Madonna sah ruhig ernst ins Land hinein, thronend auf einer wolkenumwallten Steinbank. Ihre Augen fragten, tadelten, verziehen dem Sünder, hoben ihn zur Höhe ihrer Reinheit empor, und dennoch waren menschlich-brünstige Gluten in ihnen. Unten in der Tiefe wurde im hellen Licht eines Sommermittags eine Berglandschaft sichtbar und eine zerfallende Burg, aus deren Gewölben Kiefern ihre zerzausten Kronen hoben. Auf dem Rasen davor war ein weißer Fleck ausgespart.

Am Sonntag kamen die Talbauern zum Hochamt in die Klosterkirche. Helfenrieder stand hinter einer Säule beim Hauptaltar versteckt. Auf einmal sah er Anna unter den Weibern knien. Sie hatte über dem dunklen Mieder ein rotes Brusttuch, das wie Blut leuchtete. Aber ein Sonnenstrahl streifte das krause Stirnhaar, und die Augen, die sich zum Altar hoben, gaben lichten Schein, wenn auch tiefe Schatten darunter lagen, als schliefe sie nicht in den Nächten. Die Hände hatte sie vor der Brust gefaltet, daß die Fingerspitzen ihren Mund berührten; wenn sie saß, war sie ein junges Bauernweib wie andere, das seine Mühsal in die Kirche getragen hat; wenn sie kniete, schien es, als schwebte sie langsam von Wolken getragen empor, und tief unter ihr blieb im

schrägen Licht der Sonne das offen gebreitete Land zurück.

An diesem Abend wartete Helfenrieder in seiner dunklen Kammer, bis der Sonntag zu Ende war. Es schlug zwölf Uhr, die Brüder kamen, ein jeder mit seinem brennenden Öllämpchen, aus ihren Zellen hervor und gingen zur Kirche. Da zündete Helfenrieder eine Pechfackel an, die er selbst gemacht hatte, verhängte das niedrige Fenster und überzog die schon vorbereitete Fläche an der Wand mit einem neuen Bewurf, den er mit einem rauhen Brett rieb und stark anfeuchtete. Dann mischte er Sand und Kalk zu einem dritten Bewurf und trug ihn, einen Finger dick, auf die Wand auf, um endlich mit seiner Madonna beginnen zu können.

In diesen Tagen sahen die Brüder, von dem Laster der Neugierde geplagt, manchmal zu seinem Fenster herein. Sie gingen, anscheinend in tiefe Meditation versunken, an dem Häuschen vorüber, einmal, zweimal, aber sie ließen die Blicke wandern, jeder auf seine Art; keiner sah etwas anderes als ein schlechtes Leintuch, das innen über den unteren Teil des Fensters gehängt war. Dafür hörten sie etwas, sie hörten den Maler singen, oder pfeifen und fluchen; er hatte eine rauhe Stimme, die sich manchmal seltsam überschlug. Er mußte Steine oder Klötze in seine Kammer geschleppt haben, denn sie hörten ihn mit schweren Gegenständen herumpoltern, und Bruder Bonaventura, der alt und sehr einfältig war, bekreuzigte sich; denn er meinte, der Teufel sei gekommen, den Maler zu holen. Er beruhigte sich erst,

als er sah, daß keine Flamme aus dem kleinen Schornstein schlug.

Nein, nicht einmal ein wenig Küchenrauch gab der Schornstein her. Es schien nicht, daß der Maler sich Essen kochte; er lebte wohl von Brot und Milch und Rüben. Des Nachts war helles Licht in der Kammer.

Am dritten Tage faßte sich Bruder Aloisius Mut und klopfte an Helfenrieders Tür. Aber es wurde nicht aufgetan. Am Abend, grad als er sich anschickte, zur Ruh zu gehen, sah er den Maler mit einem Holzschaff sich zum Brunnen schleichen; er war mit Kalk und Farbe bespritzt, die Augen sahen wild unter den wirren Haaren hervor.

Viele Tage arbeitete Helfenrieder in schwerer Mühsal. Kaum hatte er soviel von dem feinen Verputz auf die Wand aufgetragen, als er in den nächsten Stunden zu bemalen gedachte, so übertrug er mit feiner Kohle die Zeichnung vom Karton auf die feuchte Fläche und griff ungestüm nach seinen Pinseln.

Da er unter der Decke der Kammer beginnen mußte, war zuerst aus Ambrogelb und Goldocker die Glorie des göttlichen Lichts entstanden, dann ging es in das Blau eines hellen Sommerhimmels über, dann war der Kopf der Jungfrau geboren. Ein Sonnenstrahl glitt schräg darüber hin, daß das krause Stirnhaar golden erglänzte. Unter den Augen lagen Schatten, denn es waren Augen eines Weibes, das viel geweint hat.

. Er sah kaum nach seinen vielen Zeichnungen, kaum nach seinem Karton; er hatte Anna ja am

Sonntag in der Kirche gesehen, und nun stand ihr Bild in hellster Klarheit vor seiner Seele.

Er schalt und lärmte, er lästerte mit Flüchen und Schimpfreden, aber ein Feuer war in ihm, das ihn fest gegen alle Mühsal machte und vorwärts trieb. Um ihn her versank die Welt.

Als er den Mund und die gefalteten Hände malte, bebte er vor Glück. Mit Morellenrot machte er das Schleiergewand, unter dem die nackten Füße sichtbar wurden, schmale, grade Zehen mit rosigen Nägeln, Grübchen an den Knöcheln, ein hoher Spann. Und dampfend der Wolkenwagen, der den Thronsitz der Mutter Gottes gen Himmel trug. Es waren Gewitterwolken, aus denen der gelbe Schein eines Blitzes lohte.

Alles war Rausch und Überschwang und Triumph in Helfenrieder. Nun sollte die Hexe noch einmal mit ihren Augen Brand anzufachen versuchen! Er hatte sie jetzt gebannt, sie war die Mutter Gottes, die zum Himmelsthrone auffsteigt; ein für allemal hatte er sie gebannt. Seine Beichte, mit der er es zuerst versucht hatte, hatte nichts genützt, denn sie saß unbekümmert und zöpfte ihr Haar und verstand ihn nicht; dann mit seinen Küssen, vor denen sie davonlief; aber die hatten ihn noch viel tiefer in Not verstrickt; und zuletzt mit diesem Bild, das die Anna Zelgerin unter dem Gewimmel namenloser Bauernweiber untergehen ließ, um die Madonna zum Himmel auffahren zu machen. Die Anna Zelgerin war tot, die Mutter Gottes betete für die Sünder.

Und der Sünder betete in irdischen Gluten das

Werk an, das seine Hände hatten erstehen lassen. Gryphus ließ sich in den Nächten nicht mehr hören, wenn Helfenrieder völlig erschöpft auf sein Lager sank und in der feuchten Atmosphäre, die nach Kalk und Farben roch, mühsam nach Luft rang.

Um Mitternacht ging der Mond auf; dann blühte aus dem Dunkel der Mund der Madonna auf und das rote Gewand leuchtete und die Wolken hoben sie zum Himmel empor. Über walddunklen Bergen ragten funkelnde Eisgrate in den blassen Schimmer des Firmaments, die Bäche rauschten heller, aus der Kirche tönte das dumpfe Beten der Mönche. Die saßen jetzt beim kümmerlichen Schein ihrer Lämpchen und grüßten den jungen Tag, der Maler aber wandte keinen Blick von seiner Madonna, bis ihn der Schlaf bezwang.

Die Tage gingen in immerwährendem Rausch, und das Bild wuchs. Jetzt breitete sich unter den Wolken ein sommerhelles Land mit Bergen, die in blauem Mittagsdunst Wälder und Wiesen und Rebengärten trugen. Auf hohem Bühel stand die Burg mit Turm und Zinnen.

Nur ein Platz blieb leer und weiß, rechts unten in der Ecke, ein Raum halb so hoch als die Figur der Madonna.

Am siebzehnten Tag schlug Helfenrieder den an dieser Stelle schon aufgetragenen dritten Verputz noch einmal mit dem Hammer herunter, lief an den Bach, sich zu waschen, tauchte seine Glieder in das eiskalte Wasser, das von schmelzendem Gletschereis milchiggrau über Blöcke und entwurzelte Baumstämme stürzte, und trocknete sich an der Sonne.

Am Nachmittag — es war grade Rekreation — kam Bruder Aloisius zum Prior und meldete, der Maler hätte sein Haus geöffnet und die Brüder versammelten sich schon, das Bild zu sehen, das er gemalt hatte. Es sei eine Mutter Gottes, unaussprechlich schön und heilig.

Als der Prior in Helfenrieders Häuschen trat, sangen die Brüder Salve Regina. Der Meister war nicht zu sehen. Aber die schon tiefstehende Sonne erfüllte seine Kammer mit einem goldenen Glanz, der die Gestalt der Himmelskönigin gleichsam von der Wand löste. Ihre Augen lebten in einem frommen, heißen Licht, das Gewand brannte feuerrot, die gefalteten Hände berührten mit den Fingerspitzen den Mund.

Rechts in der Ecke war ein leerer, weißer Fleck. Die Brüder rieten, was da wohl hinkommen sollte. Sie meinten, vielleicht Seine Gnaden der Prior in seiner weißen Soutane mit dem weißen Skapulier und der braunen Kapuze oder der heilige Bruno selber oder vielleicht nur ein Baum oder die Klosterkirche. Sie standen, bis die Glocke rief und die Stunde des Schweigens wieder begann.

Am nächsten Tag hing der Vorhang innen vor dem Fenster, die Tür war fest verschlossen.

Und Helfenrieder malte auf den ausgesparten Fleck das Letzte: einen Mann in Koller und Stulpenstiefeln, der mit beiden Händen ein breites, geflammtes Richtschwert hob, als zücke er es gegen einen bloßen, gebeugten Nacken. Der Mann trug seine eigenen Züge, aber seine Oberlippe war gespalten, und das Antlitz hatte dadurch einen wilden, bösen Ausdruck bekommen.

Helfenrieder ließ nun den ganzen Tag die Kammertür offen, damit jeder eintreten könne, den die Neugier treibe. Es kamen sogar Bauern, seit Matthes, der Klosterbaumann, in der Leutestube von der wunderschönen, neuen Madonna geredet hatte. „Und der hat sie gemacht," sagte Matthes und wies auf Helfenrieder, der am Ofentisch hinter einem Krüglein Wein saß. Da nahmen die Bauern oder Hirten die breitkrempigen spitzen Hüte vom Kopf und starrten ihn an.

Einmal gab es auch fast Streit in der Leutestube; der Bauer auf Gulfgand hatte gesagt, wenn er nicht wüßte, daß es die Mutter Gottes sei, würde er um einen Ochsen gegen jedermann wetten, es sei die Ladurnergitsch Anna. Da fegte Helfenrieder seinen Krug vom Tisch, daß der rote Wein über den Bretterboden lief, stand breitbeinig mit geballten Fäusten da und forderte den Gulfgander zu einem Kampf heraus. Die beiden Erzürnten schoben sich eine Weile schimpfend mit den Schultern hin und her, aber der Gulfgander merkte bald, daß ihm der Maler wohl über sei an Kräften, und der Baumann mischte sich nun auch ein und redete gütlich zu; denn wenn der hochwürdige Herr Prior erfuhr, daß man in der Leutestube heimlich Wein ausschenkte und öffentlich raufte, dann konnte der Matthes einpacken.

Alles zog sich wieder hinter die Tische zurück, aber der Helfenrieder, der schon ein wenig angetrunken war, gab sich noch nicht zufrieden und prahlte damit, wie gleichgültig ihm die Weiber seien. Hallo, er hatte anderes zu tun, als eine schmutzige

Bauerngitsch abzumalen. Nie hatte er einem Weibsmensch schön getan, sie konnten ihm alle gestohlen bleiben, in Ewigkeit Amen! Er schlug mit der Faust auf den Tisch und begann ein zotiges Lied zu singen, bis sich die Bauern, die sich vor dem Prior fürchteten, einer nach dem andern still davonmachten.

Da ging auch Helfenrieder in sein Häuschen, verriegelte die Tür, brannte eine Pechfackel an, die er in einen Ring an der Wand steckte, und saß andächtig still vor seiner Madonna. Im flackernden Fackelschein schien sie wieder Leben zu gewinnen, ihre Augen sahen ihn verwundert und strafend an, ihr Mund schien zu seufzen, das rote Gewand wehte im Wind um die schlanken Glieder, und aus der Wolke brach mit einem fernen Donnerrollen der Blitz. Helfenrieder fuhr auf und lauschte. Den Donner hörte er noch, aber jetzt erkannte er, daß es kein Donner war, sondern in der engen Schlucht das Brüllen des Baches, der vom letzten Regen geschwellt große Steinblöcke auf seinem Grunde talab wälzte.

Und der einsam Wachende wandte sich wieder seiner Madonna zu. Er wußte, daß er nicht selig wurde, wenn er in dieser Madonna nicht das Weib erwecken konnte. Sein mußte sie werden, sein mußte ihr Mund und ihr Leib werden; in die Gestalt der Mutter Gottes hatte er sie gebannt; die aber schwebte zum Himmel auf und ließ hier auf Erden das Weib zurück, nach dem er sich sehnte.

Er holte die Geige aus seinem Reisesack, stimmte sie und begann vor dem Madonnenbild zu spielen. Aber er hatte den Saiten einen Dämpfer aufgesetzt,

damit ihr Klang nicht die Ruhe des Klosters störe. Er schallte dennoch in das Schweigen des Hofes hinaus, und Bruder Aloisius, der nicht zu schlafen vermochte, verwunderte sich auf seinem heißen Lager über das zarte, seltsame Tönen, das bald aus der Schlucht heraufzusteigen, bald von den Bergen niederzuschweben schien. Es war fern, aber manchmal war es, als sängen die Mauern der Kirche. Er richtete sich jählings auf. Jetzt wußte er es: die Madonna sang, zum Himmel aufsteigend sang sie ein Dank- und Loblied. Und dann nahm er das Antlitz in die heißen Hände und ging mit sich ins Gericht. Der Neid fraß ihm die Seele ab, er neidete dem Maler seine Künstlerschaft, ganz von selbst fiel dem wüsten Menschen in den Schoß, was er mit jahrelangem, zitterndem Bemühen nicht zu erreichen vermocht hatte. Er blieb nur ein dürftiger Stümper, während jener eine Madonna gemalt hatte, die in den Nächten sang. Und er erhob sich, stellte sich an die Wand und geißelte sich stöhnend.

Helfenrieder geigte. Das hätte ich immer tun sollen, dachte er. Gryphus hätte sich vielleicht nicht hergetraut. Denn Gryphus liebte das Grauen der toten Nächte und den halben Schimmer des sternenlosen Himmels. Gryphus kam, wenn er wußte, daß da drüben auf zerwühltem Strohsack einer mit offenen Augen, den Atem anhaltend und schreckbezwungen wartend, dalag. Zu den Trunkenen oder Reuigen kam er, nicht aber zu denen, die vor dem Bilde der Mutter Gottes sich über ihre Geige beugten und über dem Tönen ihrer Saiten die Wirklichkeit zu vergessen suchten.

III

Daphne

Der Sturm rüttelte an den Bäumen im Klosterhof und schien einen frühen Herbst zu verheißen. Da trieb es Helfenrieder wieder aus dem Mauerbereich des Klosters in den Wald hinaus, zum ersten Mal, seit er an seiner Madonna zu malen begonnen hatte. Als er aus der Pforte trat, unsicher wie ein Mensch, der aus dem Gefängnis kommt, sah er, wie ein alter struppiger Hirt, der in einen weißen Lodenmantel gehüllt war, vor ihm in die Knie sank und den Kopf entblößte.

Der Alte kniete am Weg, mit offenem Mund und schüchternen Augen, und murmelte Gebete.

„Was willst du von mir?“ fragte Helfenrieder, indem er stehen blieb. Da haschte der Hirt nach seiner Hand und drückte einen Kuß darauf. Er sagte auch etwas von der singenden Mutter Gottes und davon, daß er vom innersten Pfossenhof gekommen sei, um den frommen Maler zu sehen; aber es schien, als sei er ein armer Narr, und seine Worte verwirrten sich. Da entriß ihm Helfenrieder in einer brennenden Scham die Hand und raste durch den Wald zum Grunde der Schlucht hinab. Nach Juval oder gar nach Ladurn wagte er sich nicht.

Der Bär war wieder in der Gegend. Auf der

Tumbl-Alm hatte er zwei Schafe zerrissen, auf Pithei einen großen Hund angefallen, aber da auf dessen wütendes Bellen die Leute angerannt kamen, sein Heil in schleuniger Flucht gesucht, bis er nach zwei Tagen in einem Weidendickicht oberhalb Unser Frau erlegt und nach Kartaus geschleppt wurde. Aus allen Winkeln des Tales kamen die Leute zusammen, um das riesenhafte Tier zu sehen; die Mönche veranstalteten einen Dankgottesdienst, gegen Abend lagerten die Bauern bei einem Faß Schilcherweins auf der Wiese unter dem Kloster. Auch die Weiber waren gekommen; bis nach Juval hinaus leuchteten die Feuer.

Ein alter Hirt tanzte mit Stampfen und Fingerschnalzen um den tannenreisiggeschmückten Kadaver des Bären, um den die Fliegen schwärmten. Dann hob er die Faust, versetzte ihm einen wohlgezielten Schlag gegen die zottige Stirn und spie ihn verächtlich an.

Um einen weißhaarigen Jäger saßen Burschen und Mädchen und ließen sich von Bärenjagden in alter Zeit erzählen.

Im ganzen Tal war da nur eine einzige Hakenbüchse gewesen, die der Michel von Mustaun aus Welschland mitgebracht hatte; die anderen hatten nichts als eine Axt oder einen Spieß oder eine Holzkeule, in der eiserne Spitzen steckten. Und man saß viele Nächte lang bei den Feuern in der Höhe; denn man verreckte eher, als daß man ohne den Bären heimkam. Und es gab viel mehr Bären als heutzutage, nicht zu reden von den Luchsen, den Steinböcken

oben im Gewänd und den Adlern, vor denen auch kleine Kinder nicht sicher waren. Ja, das waren noch Zeiten! Es lebte noch der Richter Gfall von Mals, der einen wütend gewordenen Ochsen mit der Faust niedergeschlagen und einmal im Engadeiner Krieg fünf von den Feinden mit einem Heustrick zusammengebunden und vor sich her nach Mals getrieben hatte. Es lebte auch noch der Weber Niklas zu Matsch, der dreißig Knödel auf einem Sitze aß und Flaschenscherben kaute, als wären es Hutzeln.

Dicht hinter dem Erzähler, der sich von Zeit zu Zeit die beim Trinken hängen gebliebenen Weintropfen mit der Hand aus dem struppigen Schnurrbart wischte, kauerte Anna Zelgerin, mit glühenden Augen von Martl bewacht, der sich in den Schatten zurückgezogen hatte.

Da kam ein Mann in der Dunkelheit den Weg vom Kloster herab; er stutzte einen Augenblick, trat an das Feuer heran, daß sein roter Schein ihn übergoß, und starrte das Mädchen an. Er stand da und bebte.

Und er war so plötzlich und ungestüm aus dem dichten Schatten des Waldes in dem Feuerkreis aufgetaucht, daß der alte Jäger überrascht und verlegen verstummte. Alles sah auf. „Der Heiligenmaler!" flüsterten die Burschen und rückten zusammen, um ihm Platz zu machen. Zwei alte Leute nahmen den Hut vom Kopf. Aber Anna erhob die Hände und ließ sie wieder sinken, indem sie sich aus der beleuchteten Zone ein wenig in die Dunkelheit zurückzog. Dann saß sie an einen Baumstamm angelehnt und

starrte Helfenrieder an, wie er sie. Ihre Blicke flogen zueinander und ließen einander nicht wieder-los.

Mit einem Fluch sprang Martl herzu, die Fäuste geballt, als ob er sich auf Helfenrieder stürzen wollte. Aber ehe noch irgend etwas geschah, wandte er sich schon wieder und verschwand im tiefen Wald.

Anna, die sich halb erhoben hatte, kauerte sich wieder ans Feuer, ihre Wangen brannten in fliegender Röte, ihre Augen sahen mit einem Ausdruck des Entsetzens den Maler an. Aber sie ließen nicht von ihm ab, und ihre ineinander gekrampften Hände zitterten.

Helfenrieder war es wie ein undeutlicher Traum; er hörte den alten Jäger erzählen: von den Ötztaler Hirten, die über das Joch mit ihren Kühen herüberkamen zum Markt nach Schlanders und Meran; von den gebleichten Menschengerippen, die der Gletscher alle paar Jahre aus seinen Eisklüften freigab; vom Föhnwind, vom Wasser und von den Saligen Fräulein. Er hatte auch den großen Kometen gesehen, der vor bald sechzig Jahren über den italienischen Bergen stand, feuerrot, mit einem nach aufwärts gebogenen Schweif. Danach kam das große Sterben von Welschland herauf.

Es war schon spät. Das Sternbild des großen Bären versank hinter den schwarzen Bergen, ein kühler Wind wehte aus dem Talhintergrund, die Weiber gähnten.

Und Helfenrieder sah, wie Anna sich langsam aus ihrem Kauern erhob, in den Schatten des Waldes zurückwich und zwischen den rot angestrahlten Baum-

stämmen verschwand. Einen Augenblick hielt er sich noch still, dann machte er ein paar schlendernde Schritte auf dem Pfade, der zum Bach hinunterführte, lief, außerhalb des Bereichs mißtrauischer Augen, in großem Bogen um den Lagerplatz der Zechenden und erreichte eine kleine Waldlichtung gerade in dem Moment, da Anna jenseits wieder aus dem hellen Mondlicht in das Dunkel der Bäume untertauchen wollte. Sie lief, die Röcke flatterten um die braunen Waden, die Zöpfe flogen, die weißen kurzen Hemdärmel leuchteten hell auf und waren Wegweiser durch den Wald.

Mit gewaltigen Sätzen sprang Helfenrieder über die Lichtung. Aber Anna hatte immer noch einen Vorsprung, er hörte sie durch die Büsche brechen wie ein scheues Reh, das vor den Menschen flieht, aber sie erlahmte schon.

Als er sie erreichte, waren ihre Lippen fahl, als er die Arme um sie schlang, schlug sie die Hände vor die Augen und stöhnte mit einem leisen Wehlaut, den er schon einmal von ihr gehört hatte. Dann auf einmal schmiegte sie sich wie ein hilfloses Kind in seine Arme. Sie waren auf einer sanft geneigten Halde, vom Mondlicht gebadet, unter einem hellen Himmel, aus dessen hoher Kuppel nur da und dort das Licht eines größeren Sterns brach. Keinen anderen Laut hörte Helfenrieder als das Klopfen seines Herzens.

Als er bei Tagesanbruch in seiner Zelle saß, hatte er die Geige im Arm und spielte. Eine Tanzweise des Orlando di Lasso war ihm in die Finger

gekommen, ein feines, hüpfendes Liedchen, das wie eine Grille zirpte an heißen Sommerabenden und wie ein Heimchen hinter dem Herde sang. Und wie er sich so in sein Spiel versenkte, begann er leise zu lachen. Was! Er hatte einmal daran gedacht, Profeß abzulegen, sich in einer Mönchskutte zu begraben? Im Schweigen zu begraben? Verfault zu sein bei lebendigem Leibe? Ho, er verhöhnte sich, lachte sich aus, neigte das linke Ohr tiefer über die Geige und spielte zärtliche Liedchen.

Wie gut er noch laufen konnte; denn das Mädchen war schnell, aber er war noch schneller, vor ihm gab es kein Entrinnen, er war der Gott Apoll und Daphne, Gäas Tochter, zitterte in seinen Armen. Aber seine Daphne war nicht zum Lorbeerbaum geworden. Denn solche Verwandlungen gab es nur in der Sage, im rosigen Leben der Wirklichkeit schmiegten sich die Mädchen in den Arm des Ersehnten. Und der Mond sah zu, durch zarte, ziehende Wolkenschleier sah er gutmütig zu, wie Mund auf Mund sich neigte.

Ja, Daphne gestand, daß sie jeden Tag wartend auf Juval gesessen hatte. Aber Apoll kam nicht. Er malte, das schönste Bild machte er, ein Bild, das in den Nächten sang. Wenn alle Menschen schliefen und nur der Kauz noch flatterte im Geäst, stieg die Mutter Gottes von ihrer Wand herab und begann zu singen. Ein alter Hirt hatte es zuerst gehört, als er in tiefer Nacht am Kloster vorüber kam, um zu seinen Schafen auf den Berg hinaufzusteigen. Dann hörten es die Mönche, dann begannen die Leute im Tal es sich zu erzählen, aber wenige nur hatten es

selber gehört; auch Anna hatte es gehört, vor zwei Tagen, da sie heimlich des Nachts und barfuß aus dem Hause geschlüpft war. Sie hatte sich an der Klostermauer im Schatten eines Strebepfeilers versteckt und hatte das Lied vernommen, die Stimme der Mutter Gottes, die er, der Maler, gemalt hatte. Da wußte Anna, daß ihm seine Sünden vergeben waren und daß sie ihn liebte.

Helfenrieder warf plötzlich die Geige weg, lief ins Freie hinaus und legte sich mitten im Klosterhof in das taufeuchte Gras, mit ausgestreckten Armen, mit großen offenen Augen in den blassen Morgenhimmel starrend, der sich im Osten eben zu röten begann. In der Kirche sangen die Mönche mit harten, näselnden Stimmen.

Der hohe Tag sah Helfenrieder bei einer neuen Arbeit. Aber dieses Bild versteckte der Maler vor Bruder Aloisius, der dreimal kam, schweigend grüßte und schweigend wieder davonging, diesen Tag und die nächsten.

Helfenrieder wußte eine kleine, grüne Lichtung im Wald drüben oberhalb Ladurn. Dahin verirrte sich niemand, nur die Vögel sangen in den Bäumen, und ein Wasser tropfte über den moosbewachsenen Fels. Dort küßte Helfenrieder Annas Lippen und die Sommersprossen ihrer niedrigen Stirn und der schmalen Nasenwurzel. Sie ging mit nackten Füßen durch das hohe Gras, und die gelben Haare hingen ihr bis zu den Kniekehlen herab. Sie horchte ängstlich auf die spärlichen Geräusche des Waldes und sprang, die weiße Brust mit den Armen verdeckend,

in den Busch, wenn irgendwo in der Nähe ein Zweig von einem Baume fiel oder ein Tannenzapfen, den der Wind gelöst hatte. Sie war wie ein Reh, das aus dem Dickicht äugt. Aber dann schlang sie die Arme um Helfenrieders Hals und sah ihn mit großen, ruhigen Augen lange an.

Immer mehr Leute sagten: „Die neue Madonna singt in der Nacht.“ Niemals kamen so viel Menschen zum Hochamt in die Kirche wie in diesen Tagen. Sogar vom Etschland kamen sie herauf; denn es waren trübe Zeiten, in Trient starben viele Menschen an einer schlimmen Seuche.

Auch über die Bergjoche kamen die Bauern aus den nördlichen Tälern, drängten sich mit offenem Mund im Klosterhof und starrten schweigend das Häuschen des Malers an, hinter dessen Tür die neue Madonna war, die in den Nächten sang.

Aber Helfenrieder saß in seinem Bau wie ein Maulwurf vergraben und malte.

Bruder Aloisius war neugierig. Er fragte ihn, was er in solcher Heimlichkeit hinter geschlossenen Türen treibe. Er stand mit gesenkten Augen vor dem Maler, und fliegende Röten schossen über sein Antlitz. Der Prior sei um ihn besorgt, sagte er; er meine, daß der Hochmut leicht zu einem Fallstrick werden könne, und daß der Maler sich vor Selbstgefälligkeit hüten solle. Eine Madonna gemalt zu haben, sei noch nicht so viel, wie von Sünde rein zu sein.

Er ließ Helfenrieder keine Zeit zu antworten, sondern ging mit gesenktem Haupt davon.

Aber Anna sagte an diesem Tag: „Was soll aus

mir werden! Jetzt kommt der Herbst. Dann fangen wir an zu spinnen. Dann sitzen wir den ganzen Tag und spinnen und essen gebratene Kastanien und Äpfel. Und ich bin allein."

Helfenrieder schüttelte den Kopf. Da schauderte sie und sagte: „Zeig mir deine Hand!"

„Warum?"

„Es ist Blut daran gewesen ... nein, sie ist weiß ... ich habe solche Angst."

Wenn sie in der Nacht lag und nicht schlafen konnte, weil sie an ihn dachte, dann war ihr, als sähe sie ihn mit einem großen Schwert in der Hand, und sie selber kniete vor ihm und wartete, bis er zuschlagen würde. Und sie fürchtete sich nicht, daß sie sterben mußte. Nur Mitleid hatte sie seinetwegen, daß er dastand und ihr den Kopf abschlagen mußte.

„Der Vater hat mich geschlagen," sagte sie eines Tages. Helfenrieder sah sie an: ihre Augen waren rot und geschwollen. Sie hatte geweint. Der Vater wollte sie in die Kammer sperren. Aber sie war durch das Fenster auf einen Baum gestiegen und daran hinuntergeklettert. Wenn sie nach Hause kam, erwarteten sie neue Schläge. Aber es war ihr gleich.

Wir werden uns mitsammen davonmachen, wenn das Bild fertig ist, dachte Helfenrieder. Bevor noch der Winter kommt. Als er es sagte, schüttelte Anna stumm den Kopf.

In dieser Nacht kehrte er so spät in das Kloster zurück, daß er die Pforte schon geschlossen fand und wie schon oft im Schatten eines uralten Nußbaums über die Mauer klettern mußte. Dann begann er

zu malen. Er hörte den Sturm um die Schindeldächer pfeifen und aufgewirbeltes Laub und große Regentropfen gegen das Fenster seiner Zelle schleudern. Er horchte einen Augenblick in das Toben hinaus, von einem stolzen Gefühl der Freude geschwellt. Hier saß er, von Gryphus und allem Höllengewürm befreit, und malte sein Bild von Daphne und Apoll. Aber jetzt erkannte er, daß er immer dasselbe Bild gemalt hatte, immer dasselbe Bild von der Macht der Liebe. Auch die Madonna war Venus. Blut und Liebe ist eins. Es fällt ein rotes Gewand, und in der Glorie seiner weißen Glieder steigt aus irdischer Gebundenheit das erlösende Weib zum Throne der Ewigkeit empor. Sein geflammtes Schwert hatte er auf einen Altar niedergelegt, sein Leben hatte er der Mutter der Welt geweiht, all seine Raserei war nur ein Loblied auf ihre Macht und Herrlichkeit gewesen.

Dieses Bild aber, das sah er, war sein bestes, und er kniete vor ihm, wie er vor der Madonna gekniet hatte.

Draußen flammte ein Blitz nieder. Dann rollte der Donner heran, hallte an der Bergwand wider, wurde abermals zurückgeworfen und verging in einem ängstlichen Schweigen; das Tal schien wie ein zitternder Mensch den Atem anzuhalten. Gleich darauf aber begann die Wetterglocke des Klosters zu läuten: erst ein paar starke Schläge, dann ein eiliges Gellen, in das sich ein neuer, krachender Donnerschlag mischte. Und Helfenrieder begann mit dröhnender Stimme zu singen, alte, wüste Schelmenlieder, die er noch als Schüler gesungen hatte, wenn er mit Kumpanen in

einer Schenke rastete und froh war. Es war ihm, als wäre alles Vergangene von ihm abgefallen, als sei er rein gebadet und säße rein und stark im Sturm der Wetternacht und knete Menschen aus Lehm wie Prometheus und warte auf den Feuerstrahl, ihn zu fangen und seinen Geschöpfen zu schenken, seine Stimme aber übertöne Donner und Sturm und rufe alle Geschaffenen zu Hauf.

Draußen über den Klosterhof wanderten die dürftigen Lichtchen der Mönche, die zur Kirche gingen zum Beten; aus ihren Häusern kamen sie hervor wie frierende Gespenster, und wenn der Blitz Tal und Berge aus der Nacht erstehen ließ, leuchteten auch die weißen Gewänder der Brüder wie Totenhemden auf, lange weiße Haare wehten um knochige Gesichter, und eine magere Hand deckte das Licht des Lämpchens gegen den Sturm.

In den Tagen nach dem Gewitter wurden die Wiesen fahl, die Lärchen in den Wäldern nahmen ein blasses Gelb an, in den Nächten rüttelte der Sturm an den Bäumen, und die Wetterfahne auf dem Klostertürmchen sang beständig ein melancholisches Lied und drehte sich.

Eines Tages traf Helfenrieder sein Mädchen in Aufregung und weinend im Wald. „Es ist mir einer nachgegangen," sagte sie, als er in sie drang. Sie hatte den Martl um Ladurn herumlungern sehen, als sie aus dem Hause trat. Dann aber war er verschwunden gewesen, und sie dachte nicht mehr an ihn, bis sie auf dem Weg nach Juval ein paarmal ein Geräusch gehört hatte, als ob jemand hinter ihr drein

schliche, stehen bliebe, vorsichtig wieder weiter ginge. Sie hatte gerufen; es blieb still; sie kam an den gewohnten Platz, das Herz klopfte ihr, einmal war ihr, als sähe sie zwischen dem Laub des Buschwerks das Funkeln eines lauernden Auges, einmal hörte sie das Knacken eines trockenen Zweiges, als ob sich jemand davonmachte.

Helfenrieder erhob sich, den Kopf gesenkt wie ein Stier, der zum Stoß ansetzt, umkreiste die Lichtung und drang durch das Buschwerk ins Dickicht, bald hierhin, bald dorthin, ohne etwas anderes zu finden als das Summen der Mücken und die zitternden Sonnenflecke auf dem Moosgrund. Als er zu Anna zurückkam, schüttelte er den Kopf. Es war nichts. Vielleicht war sie nur von einem Waldtier erschreckt worden, vielleicht hatte sie sich auch das ganze nur eingebildet. Wenn es aber ein Mensch war, der ihr nachspürte, so mochte er sich in acht nehmen.

Die Adern an seinem Halse schwollen an, ein Glanz kam in seine Augen, der Anna weh tat, sie faßte ängstlich nach seinen Händen. Da nahm er sie in die Arme und küßte sie. Seine Daphne verwandelte sich nicht in einen Lorbeerbaum wie die allzu keusche Nymphe, der Apoll sich nahte. Seine Daphne erwärmte an seiner Brust und sah ihn mit den großen, stillen Augen unverwandt an und begann ganz leise zu lachen; ein fast unmerkliches Lachen war es, ein zitterndes Spiel der Grübchen an den Wangen. Aber das Lachen verflog, und Hingabe stand in den Augen, eine Hingabe, die nichts bereut und alles gern auf sich nimmt.

Sie trennten sich erst, als schon die Dämmerung aus der Schlucht gekrochen kam. Im Talhintergrund stand noch ein weißer Gipfel in roter Glut, kühn aufgereckt wie eine zum Schwur erhobene Hand.

Am nächsten Abend malte Helfenrieder noch einmal an seinem Bild. Er sah den Prior mit Bruder Aloisius draußen im Hofe auf und nieder gehen und ein paarmal im Gespräch auf sein Haus deuten. Hoho, wollten sie ihm etwa die Gastfreundschaft kündigen? War auch kein Unglück; das Bild war fertig, bis auf dieses zerbrochene Schwert, auf dessen Klinge rote Flecken von eingetrocknetem Blute Zeugnis gaben, das Schwert, das neben Apoll im Grase lag. War auch das noch gemalt, so wollte er gehen, mit seinem Mädchen, irgendwohin ins welsche Land hinunter.

Auf einmal klopfte es an der Tür und die beiden Mönche kamen herein.

„Seine Gnaden will sehen, was Ihr malt," sagte Bruder Aloisius, auf den Prior deutend, der bestätigend mit dem Kopf nickte und müd lächelte, während Aloisius selbst die Hände in den langen Kuttenärmeln barg.

„Da!" sagte Helfenrieder und wies auf sein Bild. Dann ging er an das kleine Fenster, den Mönchen den Rücken zukehrend. Einmal hüstelte Aloisius, einmal klapperten die Perlen eines Rosenkranzes aneinander, sonst war es still in der Zelle.

Nur einmal hörte Helfenrieder den Prior zu Aloisius sagen: „Ich tadle dich nicht, Bruder, daß du mir die Augen geöffnet hast."

Dann schwiegen die Mönche wieder. Der lange Hals des Aloisius reckte sich aus der Kutte, seine Augen starrten mit haßerfülltem Neid auf das Bild, das im Rot der untergehenden Sonne wie die frohe Botschaft aus einer anderen, helleren, schönen Welt erglänzte.

Aloisius sah in ein enges Waldtal, über dessen Hänge zerstiebende Wasser wie Schleier herabwehten. Auf grünem Wiesengrund lief Daphne schreiend dahin, mit hochgehobenen rosigen Armen, den Kopf zurückgebogen, um den Mund das Zittern einer süßen Furcht, mit Augen, in denen Keuschheit und Sehnsucht miteinander zu ringen schienen. Das lange, gelbe Haar umflatterte Schultern und Lenden. Das rote Blut schimmerte durch die gelblich blasse Haut des schlanken Körpers. Sie läuft, aber der Verfolger ist nahe; mit einer letzten Kraft wirft sie sich vorwärts; eine Hand reckt sich nach ihrer Schulter; da ruft sie die Mutter an, Gäa, die Erde, die nährende, strotzende Allmutter, die gütige, und sieh! schon fühlt Daphne, daß ihr Schrei erhört ist; aus den schlanken Fingern schießen Lorbeerreiser auf, ihre Bewegung stockt und, festgewurzelt, fühlt sie die Sinne schwinden. Ein letzter Blick, dem siegreichen und dennoch betrogenen Gotte zugewandt, kündet ihm, das ihm ein Sehnen galt, das jungfräulich keusch bleiben wollte und darum sterben mußte. Noch schwebt Daphne dahin, und schon wird sie zum Baum. Noch ist die Angst in ihrem Blick und schon, da die Rettung da ist, die Aufrichtigkeit der Sterbenden, die Reue um das, was nicht sein konnte.

Apoll aber war dargestellt als ein nackter, brauner Mann, dem ein struppiger Bart um Kinn und Wangen steht, dessen Haare fast die Ohren verbergen und ihm tief in die Stirn fallen. Neben ihm im Grase lag das zerbrochene Schwert mit der blutig-rostigen Klinge.

„Wer ist das Mädchen?" sagte die Stimme des Priors fast schüchtern.

„Die Tochter des Zelger auf Ladurn," erwiderte Aloisius. Dann setzte er finster hinzu: „Die Madonna hat uns beschützt und den Trug des Satans zunichte gemacht."

Helfenrieder wandte sich jäh herum und sah die Mönche stolz an. Bruder Aloisius hatte rote, entzündete Augen, der Prior fingerte an seinem Rosenkranz.

„Der Teufel geht in vielen Verkleidungen umher," sagte Aloisius wieder. „Aber die Gerechten fürchten ihn nicht. Und wenn Gott will, wird auch dieses arme Mädchen noch gerettet werden."

„Ich tadle dich nicht, Bruder," sagte der Prior noch einmal sanft. Dann faltete er die Hände vor dem Mund und begann leise zu beten. Und Helfenrieder sah die beiden sich bekreuzigen und langsam davongehen. Der Prior hatte den Nacken gebeugt, die Arme in die Kuttenärmel geschoben, während Aloisius hochmütig aufgereckt dahinschritt. Der braune Haarkranz umgab die Tonsur wie ein Heiligenschein.

Helfenrieder sah sie im Kreuzgang verschwinden; dann packte ihn auf einmal eine jähe Angst. Er ergriff einen langen Stock, der in der Ecke stand, lief in den Hof hinaus, stieß den Bruder Pförtner zur

Seite, der sich ihm gutmütig fragend in den Weg stellte, und war bald im tiefen Wald.

Es dunkelte rasch. Aber das Bild des Klosters blieb ihm wie eine Vision vor Augen. Die Lärchen waren schon gelb und fast kahl. Der kleine Turm der Kirche reckte sein rotes Schindeldach in die Luft, die Wetterfahne über der goldnen Kugel blitzte, die Wiesenhänge in der Höhe waren vom ersten Schnee, der am Vormittag gefallen war, weiß bestäubt. Von der kahlen Wand einer Mönchszelle blickten die traurigen Augen einer thronenden Madonna in eine trübe Ferne.

In dieser Nacht lag Helfenrieder im Heu eines Stadels unten im Etschtal, den er aufgebrochen hatte, um nicht die kalte Herbstnacht im Freien verbringen zu müssen. Denn er war ja verwöhnt; die Futterkrippe bei den Mönchen und sein warmes Haus hatten ihn wählerisch gemacht. Teufel! Er hatte nicht Lust, einen Stein unter dem Kopfe zu haben und den Sternenhimmel als Deckbett. Er lachte ein paarmal wie ein Mensch, der sich über sein Geschick lustig machen will, ohne mit ihm einverstanden zu sein, wühlte sich tiefer ins Heu und starrte ins Dunkel. Daß er nicht dem Bruder Aloisius eins in die hochmütige Fratze gegeben hatte, tat ihm leid, sehr leid; aber das hätte den Prior wahrscheinlich sehr betrübt, und der war ja an allem nicht schuld; ach nein, der sah nichts und wußte nichts, der tat nur, was man ihm sagte.

Und schuldig war er dem Kloster nichts geblieben: er hatte ihm drei Bilder gemalt und seine

Geige noch obendrein geschenkt. Vielleicht spielte jetzt in den Nächten die Madonna selber darauf, da er es nicht mehr tun konnte. Aus war es und vorbei!

Er erinnerte sich mühsam, wie er durch den Wald nach Ladurn gelaufen war. Als er den Hof erreichte, war es schon dunkel. Er umkreiste ihn. Das Tor stand offen, aber im Haus brannte kein Licht.

Ein Hund schlug an. Auf der Bank neben der steingefaßten Tür regte sich etwas. Helfenrieder rief: „Hallo! Hallo! Anna!" Es galt ihm gleich, wenn er auch dem Bauern in die Hände lief. Er mußte Anna sehen, sprechen, in die Arme nehmen, mußte wissen, daß sie lebte . . .

Hallo! Was war das! Ein alter, struppiger Mensch, in einen weißen Lodenmantel gehüllt, rappelte sich mühsam von der Steinbank auf und näherte sich langsam. Als er den Maler erkannte, nahm er den Hut vom Kopf und haschte nach seiner Hand, sie zu küssen. Auch Helfenrieder erkannte ihn: es war derselbe Mann, der einmal vor ihm gekniet hatte. Sie standen einander gegenüber und starrten sich an. Dann sagte der Alte: „Sie ist nicht da."

„Wo ist sie denn?"

„Fort!"

Helfenrieder stammelte eine neue Frage. Er hatte ja gewußt, daß ihn irgendeine Gefahr bedrohte, aber . . . Der Alte murmelte mit seinen zahnlosen Kiefern etwas. In diesem Augenblick kam ein Mensch aus dem dunklen Haus gelaufen, stutzte erst, als er den Maler sah, und warf sich dann, ein Holzscheit schwingend, auf ihn.

Helfenrieder erinnerte sich, daß es zuerst ein lustiges Raufen gewesen war. Der Martl suchte ihm ein Bein zu stellen, aber über derlei Kleinigkeiten lachte man. Hoho, es war nicht die erste Kirchweihschlägerei, in der Helfenrieder das Seinige getan hatte. Er kannte einen Griff, mit dem man so einen Arm ohne Mühe aus dem Gelenk drehen konnte. Aber der Martl war flink, das mußte man ihm lassen. Sie hatten sich am Halse gepackt und schüttelten sich hin und her. Der Martl stöhnte und schnappte mit seinen Zähnen zu. Denn Helfenrieder hatte seinen rechten Arm frei bekommen und rannte seine derbe Faust dem Gegner in den Bauch. Die Schläge fielen nur so. Sie rangen ohne Schrei, ohne Schimpfworte. Und Helfenrieder schien es, als könne alles noch gut werden, wenn er nur diesem da irgendwie die Suppe versalzen könne, denn der war schuld daran, daß die Anna fort war, der und die Kutten oben im Kloster. Mit einem Mal erhielt er einen Stoß, der ihn vornüber warf; er suchte sich aufzurichten, da sah er das Holzscheit noch einmal niederfahren, er erhob abwehrend die Hand; ein wütender Schmerz durchzuckte ihn, dann kam das Dunkel ...

Wenn er sich recht besann, so war ihm jetzt, als ob er bald im Anfang der Rauferei noch irgend etwas Weißes im Hintergrund des Hofes unter hohen Kastanienbäumen sich hätte bewegen sehen: es konnten Kartäuserkutten gewesen sein, vielleicht aber waren es auch nur Kühe am Brunnen, die mit gutmütigen, großen Augen vor sich hinstarrten und mit den Hinterbeinen stampften, während der Schwanz

um die dürren Lenden schlug, die Fliegen abzuwehren ...

Aber es waren doch wohl Kartäuserkutten; denn als er wieder die Augen aufschlug, sah er das Weiße schnell im Dunkel des Waldes jenseits des Tores verschwinden. Und der alte Hirt konnte es nicht gewesen sein; denn der kniete vor ihm und befeuchtete ihm die Stirn mit einem nassen Tuch. Der Kopf tat ihm schrecklich weh; aber er konnte sich aufrichten, konnte Arme und Beine bewegen und gehen. Und er ging. Der Alte stolperte neben ihm her und redete in seiner rauhen, wilden, halb unverständlichen Sprache auf ihn ein. Er sollte doch bleiben, der Hirt hatte Platz für ihn in seiner Hütte oben unter Runggalt, wenigstens bis das Loch im Kopf wieder geheilt war. Der Martl hatte wohl gemeint, er hätte den Maler erschlagen, als er ihn umsinken sah; denn er war ohne sich umzuschauen davongerannt, aber Bruder Severus sagte gleich, es habe nicht viel zu bedeuten.

Der Hirt redete auch etwas von einem Nonnenkloster in Meran und davon, wie der Laburner mit seiner Anna gleich nach dem Mittagessen davongegangen sei. Und daß der Bauer erschrecklich gewütet und geflucht habe. Aber die Anna hätte nicht aufgeschaut und nicht geweint, wie sie mit ihrem Bündel am Arm zum Weg hinüberging. Der Martl stand am Hoftor, recht trotzig und wieder doch verzagt. Da hat sich die Anna noch einmal umgedreht, ihm mit der Faust gedroht, und dann sei sie wieder ganz stat gegangen. Nun ja, wenn sie zu den heiligen Schwestern in Meran kam, konnte sie wohl

froh sein. Und die große Ehre, daß der Bruder Aloisius selber am Vormittag dagewesen sei und mit dem Laburner lange geredet habe!

Helfenrieder erinnerte sich, daß es ihn plötzlich gepackt und zum Zittern gebracht hatte. Schnell nach Meran! Sie haben die Anna in ein Kloster gesperrt! Der Martl hat uns irgendwie einmal belauscht und an die Brüder verraten. Ich wußte es ja ... und nun haben sie das Mädchen geschlagen. Ganz stat ist sie gegangen mit ihrem Bündel am Arm. Und hinter ihr der Vater. Und am Tor steht der Martl, der Judas, und freut sich!

Immer schneller lief er. Der alte Hirt konnte nicht mehr Schritt halten, er hob bittend die Hände und faßte den Maler am Arm. Aber der schüttelte ihn ab, ein Seitenweg tat sich im Dunkel auf, ein paar rasche Sprünge, über einen Lattenzaun hinüber, dann war er allein und lief und lief, talauswärts, an schlafenden Höfen vorbei, über nasse Wiesen, durch ein Dorf, in die sumpfige Etschniederung hinaus, immer vorwärts, bis er nicht mehr weiter konnte und in diesen Stadel kroch ...

Ach, wie der Kopf schmerzte! Und zu wissen, daß man ihm sein Mädel genommen hatte! Wer weiß, wohin man sie tat! Vielleicht fand er sie, aber vielleicht hatten sie sie schon klein und duldsam gemacht, wenn er sie endlich ausspürte! Sie haben so eigene Methoden! Dummes Zeug! Morgen war auch er in Meran, holte sie aus ihrem Gefängnis und trug sie nach Welschland! Daphne!

Er lag im Heu und stöhnte und hielt die Augen

im Dunkeln weit offen. Wenn er mit der Hand über die Stirn fuhr, fühlte er die angetrocknete Blutkruste. So war er in dieses verfluchte Tal gekommen, und so ging er wieder davon; im Kopf ein Loch und im Herzen die Angst vor Gryphus. Er fühlte, wie ein eisiger Schauer über seinen Rücken glitt. Er hielt sich still, daß das Heu nicht knisterte, und lauschte. Da war es wieder! An der Balkenwand des Stadels schabte und kratzte etwas. O, er kannte den Ton!

Seltsames Leben! Verfluchtes Leben! Dreimal verfluchtes Leben! Wo alles im Rausch geschah und keine Ruhe möglich war! Und man wurde sein Leben nicht los; es klammerte sich mit Riesenkraft an einen an, es war, als hätte man sich ihm auf Ewigkeit mit Haut und Haar verschrieben. Das Leben war der Teufel selber!

* * *

Zu Anfang des Winters kam die Pest nach Meran und ins Vinschgau. Ins Kartäuserkloster zu Allerengelsberg in Schnals stiftete der Graf Anton von Brandeis, Hauptmann des Kreises an der Etsch und im Gebirge, einen Altar, der vor dem Madonnenbild des Christoph Helfenrieder aufgestellt wurde. Denn es war weithin ruchbar geworden, daß dieses Bild eine Zeitlang in den Nächten gesungen hatte, und die Gräfin Brandeis hoffte, daß die Madonna durch ihre Fürbitte die Pest abwenden würde.

Der Bauer Zelger auf Ladurn stiftete zum Andenken an seine Tochter Anna eine Seelenmesse auf ewige Zeiten, zu lesen an dem Tage, da sie im Kloster

bei den Tertiarinnen von Meran fromm und gottergeben gestorben war: es hieß, sie sei im Fieberwahn der beginnenden Pest zu einem Fenster hinausgesprungen.

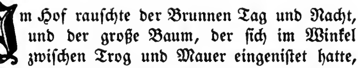
Niklas Trafoyer, Wirt zu Naturns, stiftete zwei schwere, silberne Leuchter in die Kirche des Kartäuserklosters, wo die Mönche Tag und Nacht beteten.

Aber die Pest wütete über Stadt und Land. In Meran starben an achthundert Menschen, darunter auch ein fremder Vagabund, der eines Tages scheu und verwildert, eine frische Wunde über der Stirn, durchs Vinschgauer Tor gekommen war und so lange vor den Klostertüren herumgelungert und die frommen Schwestern auf ihren christlichen Wegen zu Kranken und Sterbenden belästigt hatte, bis man ihn in den Stadtkotter tat. Er fluchte und schimpfte greulich und war ein wüster Mensch. Er kam mit andern Toten in ein Massengrab auf dem Pestfriedhof.

Die Seuche erlosch erst im Frühjahr. In der Kartause zu Allerengelsberg lebten nur mehr die Brüder Aloisius, Severus und Bonaventura.

In einer Kammer des Klosters, in der allerhand Gerümpel lag, verstaubten auch ein paar Ölbilder. Als Joseph der Zweite das Kloster aufhob, fanden sich bei der Inventaraufnahme auch diese Bilder, eine Versuchung des heiligen Antonius und eins, ein schamloses, das die heidnische Geschichte von Daphne und Apollo vorstellte. Den Namen des Malers wiesen sie nicht auf.

Jakob und Rahel



Im Hof rauschte der Brunnen Tag und Nacht, und der große Baum, der sich im Winkel zwischen Trog und Mauer eingenistet hatte, streckte seine Arme segnend und schirmend über den Brunnen, über das holprige Katzenkopfpflaster, und bis zu den Fenstern des Hauses hinüber, das mit seinen drei Flügeln den Hof umschloß.

Aber auf der vierten Seite stand mit ihren Zinnen die Mauer, die ein braver Werkmann vor vielen Jahren so angemalt hatte, daß sie ein seltsames Quadergefüge vortäuschte. Rote und gelbe Vierecke wechselten ab, fein säuberlich durch dunkelrote Striche getrennt, und bis in die Zinnen hinauf stieg die Potemkinsche Auftürmung schwerer, farbiger Marmorblöcke. Freilich durfte man nicht stark an der Tünche klopfen, sonst bröckelte sie mitsamt der Mörtelung ab, und es zeigten sich da und dort die dürftigen Backsteine, aus denen bei uns zulande alles Mauerwerk aufgeführt wurde. Unten aber, wo das pickende Hühnervolk mit seinen Schnäbeln noch hinkam, war die Marmorheuchelei fast allenthalben entlarvt.

Das machte uns aber nichts aus; wenn der blaue Himmel wie eine Glocke sich über dem Hof wölbte und der Duft der Glyzinien aus dem Garten

kam, erschien uns die Mauer gewaltig stolz und herrschaftlich, und es fiel uns ein, daß die Mutter immer sagte, unser Haus hieße die Margrethenburg, und Margrethe die Maultasch hätte es gebaut.

Zumal über dem Brunnen stieg das Quaderwerk so hoch und feierlich zum Himmel auf, und ein spitzes Dach stand dahinter, auf dessen Giebel sich die Windfahne drehte. Die konnte singen! Wenn der Sturm von Süden kam, ein Wettersturm, der Gewitter brachte, dann fuhr er stoßweiße über das Dach, packte die Fahne und warf sie hin und her daß sie stöhnte: Maultasch, Maultasch, Maultaaasch. Aber wenn der Schlernwind wehte, kühl im Sommer, und Almduft mitbrachte, dann säuselte die Redselige auf ihrem Giebel und hielt Zwiesprach mit dem Baum im Hof. Und am schönsten war es in der Nacht, wenn man in seinem Bette lag, müde vorm Einschlafen. Dann sang die Fahne in langgezogenen Tönen, und der Baum schüttelte seine Äste durcheinander, und der dicke Strahl, der aus der Brunnenröhre schoß, traf, aus seiner Richtung gebracht, auf den eisernen Rost, auf den die Mägde beim Wasserholen ihre Kannen stellten, und erklang geisterhaft, und irgendwo in den Gärten war ein Ruf, wie von einem Nachttier, das einsam sich fürchtet und zu Gott schreit. Ja, da war viel süße Musik, die nicht von dieser Welt schien, und man konnte, halb im Schlaf schon, vor unbestimmter Sehnsucht erschauern.

Stak aber ein schwerer Spund in der Öffnung der Brunnenröhre, dann war dem Wasser ein anderer, listiger Weg in einen großen Kessel vorgeschrieben,

und unter diesem Kessel brannte ein Feuer von guten Fichtenkloben. Denn jenseits der Mauer war das Badhaus, und das spitze Dach deckte die Badstube.

Jetzt ist das alles verschwunden, und aus Badhaus und Holzlege daneben ist eine Turnhalle geworden, in der die lärmende Derbheit „Heil" schreit und mit ihren Muskeln prahlt, aber damals war noch der Garten da mit seinen viererlei Traubensorten, den Blatterlen, den Pfeffer-, Erdbeer- und Lagreintrauben, mit seinen Feigen-, Mandel- und Quittenbäumen, seinem Phlox und Rittersporn, seinen Rosen, Balsaminen, Malven und Buchsbaumrabatten und mit den Kübelbäumen, die im Winter in die Orangerie gesteckt wurden, wo sie zwischen steinernen Vasen still und dunkel standen, in grünlichem Dämmer, und beklemmend dufteten. Damals kroch noch der Jasmin von der Mauer zum Lorbeerbaum hinüber, und die Rosen- und Glyzinienranken kletterten die Badhausmauern hinauf bis zum Dach und bis zur Windfahne, die so gut zu singen verstand.

Und drinnen im Badhaus war ein ruhiges Stübchen, in das die ausrangierten Möbel gestellt wurden. Alles, was alt und verschossen war, aber noch zu gut schien, um fortgeworfen zu werden, fand dort sein Ausgeding. Vielleicht aber war das Badstübchen auch einmal das abgesonderte Studierzimmer eines gelehrten Herrn oder der Schmollwinkel einer jungen Schönen auf Stöckelschuhen gewesen, und seine Möbel standen noch von jener Zeit und trugen ihr Depossediertsein mit Würde und ruhiger Verachtung des Irdischen.

Vor den Fenstern schwebten die grünen Ranken im Winde, von der Decke herab hing die mit Moos gefüllte Ampel, wie ein großes, halbes Ei, an der Längswand stand das niedrige Ruhebett auf kokett gewundenen, kurzen Beinen, und der fast erblindete Venetianerspiegel mühte sich redlich, den gestreiften, verblichenen Damast der Stühle widerzuspiegeln, wenn nicht grad ein großer, dunkelbrauner Skorpion über das Glas kroch, einer von den vielen, die in Gesellschaft zappelnder Tausendfüßler in den Fugen des alten Gemäuers hausten und sich der Wärme und Feuchtigkeit freuten. Ein paar Silhouetten waren an den Wänden und ein verstaubtes, dunkles Heiligenbild: Der heilige Hieronymus, ein braver, barockverzückter Mann, dessen Augen selig in den Himmel schauten, und ein langhalsiges Untier mit modisch frisierter und gebändigter Mähne, das einen Löwen vorstellen sollte, aber aussah wie ein mißglückter Schäferhund. Ein eingelegter wackliger Schrank stand auch da, der nichts enthielt als ein paar Samendüten und Gartengeräte. Auf der anderen Seite öffnete sich die Nische mit der Badewanne; aber das Wichtigste war an der Wand über dem Ruhebett unter Glas und Rahmen ein Gipsrelief. Das zeigte einen Hirten und eine Hirtin, die sich küßten. Um eine Zisterne drängten sich Schafe, eine Palme wuchs zur Höhe, auf deren Blättern große Vögel saßen, darunter stand geschrieben:

„Vidit Jakob Rahel et osculatus est eam“, und auf dem abgehobenen und an die Seite gelehnten Deckel des Brunnens stand dieser Spruch:

„Gedenken! Schöner Stern du unsres Seins.
Ewig getrennt! Doch ewig eins!
T. B. I.
XI. Sept. MDCCLXXXVI.“

Wir Kinder standen oft davor und starrten neugierig zu dem seltsamen Wandschmuck hinauf, durch dessen Mitte ein schlecht verkleisterter Riß ging. Wir kamen ins Badhaus auch, wenn nicht gebadet wurde; es war so still und feierlich trotz der Skorpione; die Möbel träumten an den Wänden, jedes Stück hatte seine besondere Art, und so lustig verschnörkelt waren die Stuhlfüße und Bilderrahmen, und die schwarzen Silhouettenköpfe trugen Zöpfe, und ein Spinnrocken stand in der Ecke, dessen Schnitzwerk einmal vergoldet gewesen sein mußte; denn wenn die Sonne im Sinken war und groß und rot ins Fenster schaute, blitzte es in seinen Kerben feurig auf.

Jetzt stehen da ja wohl Barren und Böcke, und stämmige Kupferschmiede und Zuckerbäcker mit schwarz-rot-goldenen Krawatten retten mit zwanzigmal hintereinander ausgeführter Riesenwelle und Rückstemme das teure Vaterland; aber damals war das Badhaus noch eine Art Mausoleum, und alles darin redete von der freundlichen Anmut einer buntgeschnörkelten, hellen Zeit, von der ich freilich auch nicht viel erfahren hätte, wenn Tante Claudia nicht gewesen wäre, die so viel erzählen konnte. Tante Claudia trug die Haare über den Ohren in zwei Schnecken gedreht und war auch sonst sehr altmodisch; aber sie war wie ein Buch und wußte alles, was je gewesen war, und als ich schon das Mannesalter erreicht hatte und, von einer

Leidenschaft des Ausgrabens erfaßt, unser altes Haus von unten bis oben durchstöberte, um den schweren Mauern all ihre Schicksale zu entreißen, da hat Tante Claudia mir auch diese Geschichte von dem Jakob-Relief erzählt, eines Herbstabends, als wir in der Laube vor dem Badhaus saßen und die untergehende Sonne durch das gelbe Weinlaub auf die reifen Trauben glühte und die hochgetürmten Wolken über dem Rosengarten ein Märchenspiel von Burgen und ineinandergeflochtenen Gigantenleibern aufführten, als die Schwalben abschiednehmend in großen Zügen am Himmel kreisten und die braunen Ziegeldächer der alten Häuser in den Weingütern noch einmal vor dem Kommen der Nacht getrost und zufrieden aufleuchteten. Damals erzählte Tante Claudia; aber ich weiß nicht, ob alles wahr ist, was sie erzählte; es kann ja wohl wahr sein, aber eine Bestätigung habe ich nicht; die Möbel im Badhaus stammen aus alter Zeit, der Spiegel und das Ruhebett und die schnörkligen Stühle, die Silhouetten, der Schrank und das Relief mit Jakob und Rahel und seinem Spruch. All das ist verblichen und verträumt seine Tage in schweigendem, verstecktem Müßiggang in einem abgelegenen Winkel; aber daß es einmal lebte und das Lachen von Barbara Isabella und Tino sah, das ist gewiß, und als die Tante zu Ende erzählt hatte, ging ich ins Badhaus hinein, strich mit der Hand über die zerschlissenen Damastbezüge der Stühle, grad als der allerletzte Sonnenstrahl im Spiegel aufblitzte, und stand vor Jakob und Rahel, bis daß das Dunkel der Nacht sie und das ganze Stübchen verschlang und

nur noch ein bleicher Schimmer an der Wand war, wie von dem kalten stummen Antlitz eines Toten, der in ruhiger Majestät und allem Irdischen entrückt in die Ewigkeit hinüberträumt.

* * *

Tino Remisch war vierundzwanzig Jahre alt, als sein Vater ihn eines Tages nach Schließung der Schreibstube und als die Angestellten schon davongegangen waren, noch eine Weile am Pult festhielt und ihm eröffnete, daß er reisen müsse.

„Sieh," sagte der Alte und nahm die Hornbrille von der Nase. „Du bist jetzt in dem Alter, da man nach einer Lebensgefährtin auszusehen beginnt. Seit zwei Jahren hast du deinen Anteil am Gewinn, den das Geschäft abwirft; du weißt, daß wir mit gutem Vorteil arbeiten; denn wenn auch diese Welschen schlauer sind als der Fuchs in der Fabel, so habe ich es doch stets als meine Pflicht erachtet, nicht weniger betriebsam und klug zu sein als sie, und jedermann, sofern er nicht lügen will, wird eingestehen müssen, daß Borromäus Remisch nicht zu den schwachen Kämpen in Hinsicht kaufmännischer Unternehmungen gehört. Nun, ich will darüber nicht mehreres sagen. Aber was mir vor allem am Herzen liegt, ist dieses, daß ich noch, bevor ich sterbe, sehe, wie mein Sohn Tino eine Lebensgefährtin in mein Haus führt, die meinem alternden Herzen recht willkommen ist. Sie soll aus vermöglichen Hause sein; denn darauf kannst du Anspruch erheben, und ein Kaufmann soll einer anständigen Bereicherung niemals mutwillig aus dem

Wege gehen; ich hoffe, dein Herz ist noch frei, so daß du dich meinen Ratschlägen nicht verschließest ..."

Der Alte hielt einen Augenblick inne und sah seinen Sohn, der stumm mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand, fragend an. Es kam aber keine Antwort, und so fuhr er befriedigt fort:

„Mein Sohn, du weißt, ich bin kein Freund dieser romantischen Liebschaften, die mehr einem Komödianten oder einem Soldaten anstehen als einem vernünftig wägenden Kaufmann. Deine Mutter und ich lernten uns auch erst kennen, als der Verspruch gefeiert wurde, und wir sind sehr glücklich miteinander geworden. Dies nur nebenbei. Du bist als ein Deutscher in dieser welschen Stadt erzogen, und es erschien mir stets als eine Pflicht, in dir den Gedanken des Zusammenhanges mit unsern Landsleuten im Gebirge wach zu erhalten. Ich habe mir meine Gattin in der Heimat geholt. Wenn du nun so eine Welsche, eins von diesen schwarzen, geschwätzigen Mädchen zum Weibe nehmen solltest, würde es mir erscheinen, als hätte ich meine Pflicht nicht ganz getan. Drum, mein Sohn, folge meinem Rat; du weißt, in Bozen lebt mein Vetter, Herr Dietmar Remisch, Großhändler in Leder und Fellen, der unserm Geschäfte so eng liiert ist, daß ich nicht anstehe, ihn als eine Art Teilhaber zu bezeichnen. Deine Mutter und ich haben beschlossen, daß du Livorno verlassen und in gemächlichen Etappen nach Bozen reisen sollst, wo du sehr willkommen sein wirst; denn ich habe dich schon angekündigt. Und es soll mir eine große Freude sein, wenn die alte verwandtschaftliche Hinneigung,

die seit vielen Jahren infolge der großen räumlichen Entfernung fast nur zur geschäftlichen Kompagnie zusammengeschrumpft ist, durch dich wieder neu aufgenommen und befestigt werden wird. Und nun geh zu deiner Mutter und sieh dich um die Reiseausrüstung um. Denn du sollst in zehn Tagen reisen. Du bekommst auch für unterwegs einige Arbeit in den Handelsplätzen, die du berühren wirst. In Bozen wirst du zunächst in das Geschäftshaus des Vetters eintreten; denn er ist ein Mann, von dem man lernen kann, und zum Müßiggang wirst du dir selber zu gut sein. Und, daß ich es nicht vergesse: Dietmar hat zwei Töchter, die ganz allerliebste Jungfräulein sein sollen. Geld und Brief bekommst du mit."

So hatte Herr Borromäus Remisch zu seinem Sohn gesprochen, und der hatte erfreut über die schöne bevorstehende Reise in alles eingewilligt; Frau Jutta hatte viel Hemden zu nähen bekommen; am 8. August setzte sich Tino in den Eilwagen und fuhr über Florenz und das Gebirge nach Norden. In Bologna, wo er sich der Geschäfte wegen einige Tage aufhielt, erlebte er ein kleines Liebesabenteuer, das ihm den Verlust einiger Dukaten und eine schleunige Flucht über flache Dächer in einer Gewitternacht eintrug, ohne daß diese ungewohnte Übung seiner Beine seine fröhliche Reisestimmung beeinträchtigt hätte.

In Verona ging er fleißig am Ufer der Etsch spazieren und freute sich über die kraftvoll ziehenden Fluten des schönen Stromes, dessen Wasser schon aus den deutschen Bergen kamen. Die langen Hügelketten

nördlich der Stadt glühten in einem satten, sommerlichen Braun, dahinter aber stiegen bedeutendere Höhen auf, deren Gipfel oftmals in Wolken steckten. Tino war es, als ob jenseits dieser fernen majestätischen Berge ein Wunderland beginne, das ungeahnte Freuden für ihn bereit halte, bewunderte die rotblonden, schönen Frauen mit den schwarzen Spitzentüchern, die im Abendsonnenschein rötlich glühenden Mauern des Skaligerkastells und die im Süden sich endlos breitende, gartengleiche Ebene mit ihren spitzen Zypressen und Kirchtürmen, saß Obst essend auf den Stufen der Arena und ließ sich auch den Grimm der ungezählten Zanzaren nicht anfechten, die blutdürstig über ihn herfielen.

Und als er auch in Verona seine Geschäfte abgewickelt hatte, bestieg er abermals seinen Wagen und fuhr stromaufwärts den Bergen zu, die sich vor ihm öffneten und ihn bald von allen Seiten eng umschlossen. Da gab es ärmliche Dörfer, deren Bewohner so fragwürdige Mienen zur Schau trugen, daß er seine Pistolen geladen neben sich auf das Polster des Wagens legte, da gab es düstere Berge, die bis in den Himmel zu reichen schienen; hoch oben standen kleine Kirchen und einsame Bauernhöfe. Aber auf den schroffen Felsenkegeln am Strom erhoben sich Kastelle, nicht alle mehr in wehrhaftem Zustand, und manche waren schon so zerfallen, daß durch die geborstenen Decken der Himmel blickte und nur mehr der Efeu, der die Mauern umrankte, ihnen noch einigen Halt zu gewähren schien.

Zwischen Rovereto und Trient hatte ein Wolken-

bruch eine Brücke weggerissen, und da es schon zu spät am Abend war, um nach der letzten Station zurückzukehren, beschloß Tino, an Ort und Stelle in seinem Wagen zu übernachten, obschon der Vetturin die Gegend für unsicher erklärte. Die Nacht verging ganz ruhig. Am klar gewordenen Himmel funkelten helle Sterne in einem überirdischen Licht, die stark angeschwollenen Flüsse rauschten stürmisch durch das Dunkel, ein warmer, düftereicher Wind wehte von Osten und fuhr in die Pappeln und Maulbeerbäume, die am Wege standen; dazu lärmten die Grillen unermüdlich in den Wiesen.

Tino vermochte zuerst nicht einzuschlafen, eine seltsame Unruhe hatte ihn erfaßt und mahnte ihn an die Verwandten, die er nun bald kennen lernen, an das neue Land, in dem er leben sollte. Wie würden die Bäschen sein? Würden sie blond oder schwarz sein? Würden sie ihm freundlich entgegenkommen oder würden sie etwa gar, wie es die Art junger Mädchen ist, dastehen und kindisch lachen, wenn er seine Verbeugung machte? Ach nein, das würden sie doch nicht tun, denn er wollte sie schon auf eine so gute Manier begrüßen, daß sie gleich Achtung vor ihm haben sollten. Und eine seltsame Zärtlichkeit für diese Mädchen, die er in seinem Leben noch nie gesehen hatte, beschlich sein Herz.

So schlief er allmählich ein und träumte allerhand wirres Zeug, als ihn plötzlich jemand am Arm packte und unsanft aus dem Schlummer störte: Im ungewissen Schein des ersten Morgengrauens stand der Kutscher am Wagenschlag und stammelte flüsternd

etwas von einem Überfall, von schleichenden Schritten und dem Knall eines Schusses.

„Was willst du?" sagte Tino und richtete sich verschlafen auf.

„Dort hinter der Mauer geht etwas vor. Ich glaube, wir sind von Räubern umstellt!"

Tino ermunterte sich vollends.

„Hast du etwas gesehen?"

„Nein, aber ich schlief und wachte plötzlich davon auf, als ob jemand geschossen hätte. Und da war mir's, als riefen Leute einander zu."

„Du hast Alpdrücken gehabt," sagte Tino ungläubig.

„Ich bitte Sie um aller Heiligen willen, Herr, verachten Sie meine Warnung nicht!"

Da griff Tino nach seinem Revolver und schoß in die Luft, worauf eine braungefleckte Kuh sich eilig hinter einer Straßenmauer erhob und mit allen Zeichen eines panischen Schreckens querfeldein über die Wiesen jagte, daß ihr der lange Schwanz um die magern Lenden schlug. Tino mußte lachen, daß ihm die Tränen in die Augen schossen und daß selbst der Vetturin, von seiner Angst befreit, sich demütig und beschämt mit den Pferden zu schaffen machte.

Aber Tino überlegte, daß er dies Abenteuer hübsch ausgeschmückt den Bäschen erzählen wollte, und daß die Angst des Mannes und die possierliche Eilfertigkeit der Kuh ganz anschaulich zur Geltung kommen würden. Und da ihn der Mutwillen stach, wälzte er, wie es einst der Erzvater Jakob in Bethel getan hatte, einige schwere Feldsteine an den Straßen-

rand und steckte einen mit roten Beeren behangenen Ebereschenzweig in eine Ritze des Steinhaufens, um damit dem gehabten Erlebnis ein Denkmal zu errichten. „Hilf mir, Carlo," sagte er. „Es wäre nicht gut, wenn kein Zeichen dieses schauerlichen Überfalls auf unsere Kinder und Kindeskinder käme. Wir aber wollen, führt unser Weg uns je an dieser Stätte des Kampfes und der Errettung vorüber, ein Vaterunser zum Danke beten. Und du, Carlo, magst der Muttergottes jedesmal eine dicke Wachskerze opfern."

Drei Tage nach diesem unbequemen Nachtlager im Schutz eines Reisewagens passierte Tino die Zollstätte von Bozen und fuhr in das Getriebe einer engen, geschäftigen, sommerheißen Gasse ein. Bäuerinnen trugen flache, breite Körbe, in denen Feigen und Trauben lagen, auf dem Kopf und sahen, die Arme in die Hüften gestemmt, mit starrem Blick gradaus. Hausknechte mit weißen Schürzen wuschen Weinfässer aus, Kinder lärmten um rauschende Brunnen, die Häuser hatten die hölzernen Fensterläden geschlossen und schienen zu schlafen, während doch das Leben aus ihren dunklen, gähnenden Fluren auf die Gasse strömte und aus der Gasse wieder hinein in die kühle Tiefe, und die weit vorspringenden Dächer gaben Schatten und Schutz vor dem flimmernden Weiß des Himmels.

Es ging über einen offenen, heißen Platz, dann in eine andere gewundene Gasse hinein, dann hielt der Wagen vor dem hohen, behaglich bedachten Gasthof zur Sonne.

Gerade kam auch der Postwagen von Norden

her vorgefahren, dem ein einzelner Herr, über und über bestaubt, aber freundlich lächelnd entstieg. Er war gut mittelgroß und kräftig gebaut, hatte ein gebräuntes freies Antlitz und überaus lebendige aufmerksame Augen, die sogleich das Haus und die Gasse und alle Entgegenkommenden gleichsam in sich einzutrinken schienen, und antwortete auf Tinos höflichen Gruß mit einer artigen Verbeugung.

Der Wirt kam schwerfällig aus dem Hause, ein dicker Mann mit einer roten Nase, der mürrisch seine Kappe lüftete und sich gleich darauf den schnaubenden Pferden zuwandte. Tino machte zögernd einige Schritte auf den Eingang zu, trat dann aber höflich zurück, um dem andern Ankömmling, der um gut zehn Jahre älter sein mußte, den Vortritt zu lassen. Der Herr sah ihn ernsthaft, aber ohne Arroganz an und ging, ohne sich bitten zu lassen, durch die Arkade und in den Hausflur. Er trug einen langen, braunen Reisemantel mit einem gefältelten Schulterkragen und hohe Stiefel mit umgelegten gelben Stulpen.

Im weiten Hausflur herrschte ein angenehmes Dämmerlicht; viele Türen gingen in die Nebenräume. An der Wand zur Rechten hing über einer roten Ampel ein mächtiges Kruzifix.

Da blieb der Fremde stehen, drehte sich halb zu Tino herum und sagte mit bezeichnender Bewegung seiner schönen Hand:

„Wunderlich, wie viel Ruhe dieses Bild eines krampfartigen Todes uns Menschen gibt. Weiß ich doch nichts Stilleres und Besänftigenderes als so ein Kruzifix. Wir hasten durch die Welt im beschwingten

Wagen, und wo wir landen, überall öffnen sich uns in Milde diese zerfleischten Arme und schließen uns gleichsam ans Herz der ganzen Welt."

Tino nickte verlegen — denn er verstand nicht, was der Fremde eigentlich meinte — und sagte, um seinerseits sich höflich zu bezeigen: „Der Herr haben gewiß einen weiten Weg hinter sich gelegt?"

„O ja, einen weiten Weg. Aber was tut's! Es geht der Freiheit entgegen, hesperischer Freiheit!"

Und dann grüßte der Fremde kurz, aber nicht unfreundlich und folgte der Wirtin, einer breiten, nicht unschönen Frau, während Tino vom Hausknecht gleichfalls in sein Logis geführt wurde.

Wenige Stunden darauf trat er, sorgfältig gesäubert und geputzt wie ein Freier am Hochzeitstag aus der Tür des Gasthofs auf die Gasse hinaus, auf der unter mächtigen Schirmen strickend die Obstfrauen saßen und miteinander schwatzten. Der Fremde von vorhin stand bei einer von ihnen, einer jungen Bäuerin, die schöne, blaubetaute Feigen feilbot, und versuchte vergeblich, sich mit ihr zu verständigen. Wenn er etwas sagte, sah sie ihn unentschlossen an, sagte fragend: „Ha?" und begann dann in einem rauhen, kehllautigen Dialekt irgendetwas zu entgegnen, was er sehr belustigt gleichfalls nicht verstand.

Tino sah eine Weile zu, dann trat er zu dem Fremden, lüftete seinen breitrandigen Filzhut und sagte bescheiden: „Vielleicht gestatten Sie mir, Ihnen meine Hilfe als Dolmetsch anzubieten. Die Sprache dieser guten Frau ist mir doch nicht ganz so unverständlich, wie sie Ihnen zu sein scheint."

„Ich danke Ihnen sehr und nehme Ihr Anerbieten gerne an. Ich wollte etwas Reiseproviant kaufen, aber es ist mir nicht möglich, zu ergründen, was diese Feigen kosten sollen."

Sie kamen ins Gespräch, und Tino war von der Art des Fremden wie bezaubert, und obschon er geradewegs zu seinen Verwandten hatte gehen wollen, vermochte er doch die Aufforderung des Herrn, mit ihm noch ein wenig durch die Stadt zu streifen, nicht abzulehnen.

So gingen sie denn gelassen nebeneinander her, und Tino wußte bald, daß der Fremde die ganze Nacht im Wagen gesessen habe, aber noch heut nach Trient weiter wolle. Der Herr sprach viel und in einer schicklichen Weise, die nicht lang nach Worten zu suchen brauchte; er machte Tino darauf aufmerksam, wie viel von der italienischen Bauart schon in diesen Häusern stecke, wie es dem warmen Klima entspreche, Laubengänge vor den Erdgeschossen anzubringen, und wie auch schon das Leben des Volkes aus dem Innern des Hauses heraus sich auf die Straße gezogen habe; denn alle Hantierungen der Handwerker spielten sich nicht im Dunkel einer Werkstatt, sondern vor den Türen im Freien ab. Tino freilich, dem das alles von Livorno her ganz bekannt war, und der ja noch nie in deutschen Landen sich aufgehalten hatte, sah nichts Besonderes darin; aber er behielt das für sich und nickte nur freudig zu allem, was der Herr sagte, der fleißig Umschau hielt und in einer freudigen Erregung zu sein schien.

„Man sieht die alte Kaufmannskultur dieser Stadt auf Schritt und Tritt,“ sagte der Fremde. „Ich bin selbst in einem Handelsemporium geboren und erkenne das vertraute Bild hier überall wieder.“

„So reisen Sie wohl auch in Handelsangelegenheiten?“

„Nein, ich reise zu meinem Vergnügen und erfrischender Belehrung wegen. — Wollen wir wohl hier einmal eintreten?“

Der Fremde deutete auf eine hohe Mauer, durch die ein gewölbtes Tor in einen freundlich von der Sonne beschienenen Hof führte.

Die gotische Fassade einer Kirche erhob sich dahinter.

Sie betraten den Hof, in dessen einer Ecke eine verstaubte Zypresse aufragte. Glyzinienranken hatten sich von der Mauer her an den Stamm gelegt, und die blauen Blütentrauben quollen belebend überall aus den dunkelgrünen Nadelzweigen. An der Kirchentür saß eine alte Bettlerin mit schmutzigem Gesicht und rotgeränderten Augen, in deren heischende Hand der Fremde eine Kupfermünze legte.

Die Kirche war leer, sie durchschritten sie nach der Seite hin, wo eine offene Tür in den Kreuzgang führte. Auch hier war niemand. Nur aus einem der kleinen Fenster über den Bogengängen schaute der bärtige Kopf eines Franziskaners, der aber, als er die beiden sah, sich sofort zurückzog.

Der Fremde blickte entzückt auf das sonnige Gärtchen, das innerhalb des Kreuzganges lag, und sagte: „Hier hat die Zeit still gestanden, hier ist nicht das

Treiben der geschäftigen Nimmersatten ... aber nein, nein, auch die Geschäftigkeit will zu ihrer Zeit recht verstanden sein, und hier ist doch nur ein vorweggenommener Tod ... erscheine ich Ihnen sonderbar, wenn ich Sie schon wieder auffordere, mit mir diesen Ort zu verlassen?"

Tino versicherte, daß er den Herrn bitte, seine Schritte ganz nach seinem eigenen Gefallen zu lenken. Auch ihm war ja hier alles neu.

„Nun denn, so wollen wir noch ein wenig durch die Straßen schweifen. Unter dem Himmelslicht dieses schon südlicheren Firmaments gewinnt auch das Bescheidenste ein bedeutendes, frohes Ansehen."

Eine staubige Straße zwischen hohen Häusern, die da und dort durch runde, überbaute Bogen verbunden waren, führte in leichter Krümmung gegen den fernen, zackigen Rosengarten.

Tino blieb bewundernd stehen, aber sein Begleiter beschäftigte sich mit einem kleinen, barfüßigen Jungen, der auf einer Hausschwelle saß, mit Kastanien spielte und in italienischer Sprache eine Gabe heischte.

„O, so bin ich wirklich schon unter einem Himmelsstrich, in dem die vielgeliebte Sprache des Ariost erklingt! Ich kann's kaum fassen. Gestern noch ging's durch düstere, wenn auch bedeutende Schluchten, in deren Brausen der rauhe Kampf nordischer Gewalten sich anzukünden schien, und heute ist die Welt sonnig und frei. Die Hügel hinauf Weingelände, weite Täler mit Pfirsich- und Quittenbäumen bestanden, die Häuser der Stadt gebaut mit jener edlen Sim-

plizität, die nur durch die beständige Anschauung guter Vorbilder erklärt werden kann, ein Volk, das einfach und froh sich gibt, sich natürlich bewegt und hält ... ach, mein werter Freund, verübeln Sie mir meine Schwatzhaftigkeit nicht allzu sehr! Sie stammt aus einer starken Bewegung meines Gemüts, das durch lang ersehnte, nun erst zur Tat gewordene Bilder in frohe Schwingungen versetzt ist ..."

Im Weiterschlendern gerieten sie auf einen von hohen Häusern umgebenen Platz, als gerade ein paar starke, blondbärtige Bauern mit breitrandigen Hüten und langen, geschälten Haselnußstöcken aus dem Schatten der Seitengasse in das pralle Sonnenlicht traten. Der Fremde blieb mit einem Ausruf des Erstaunens stehen und faßte Tinos Arm.

„Ist's nicht wunderbar, wie hier Nördliches und Südliches sich gatten? Sehen Sie sich diese Leute an! In eben diesem Augenblick vermeinte ich schon ganz das Erbe des Tizian mit meinem entzückten Blick zu umfassen, denn in der Stadtbevölkerung, im Bilde der Stadt und Landschaft ist das Italienische sehr vorherrschend, aber hier aus den hellen Augen dieser Bauern strahlt germanisches Licht befremdend genug. Ja, dieses hier ist, glaube ich, Gotenblut. Es heißt ja, daß ein Rest der Goten nordwärts in die Berge zog, als das Heer des Totila und Teja unterlag. Wär's nicht wunderschön, zu denken, daß sie ihre Art in den Bergen bis auf den heutigen Tag unvermischt bewahrt haben? Wär's nicht wunderschön, zu denken, daß die letzten Sprößlinge des alten Heldenstammes auf diesen Höhen

leben, als eine Grenzwacht und letzter germanischer Vorstoß, daß sie das italische Himmelslicht und hesperisches Himmelsblau mit ihren hellen Augen schauen dürfen, sehnsuchtsvoll dem Süden zugewandt und doch treu festhaltend an der rauhen Sitte der zu den Göttern Walhalls entrückten Altvordern! Germanische Sehnsucht nach dem Land des Ölbaumes ist so ungeheuer stark, daß nicht Jahrtausende sie auslöschen können. Da stehen wir in unseren kalten Städten, in unseren Buchenwäldern, und unser ganzes Wesen verschmachtet im Jammer nach Glanz und Wärme. Heimatlos irrt die Seele durch die unendlichen Räume und ist wie ein Verbannter, der nach einem Liebesblick der Heimat sich verzehrt. Wir sind wie arme, in fremden Gestalten Wiedergeborene, die nur noch eine dunkle Ahnung haben, daß sie einst in Reichtum und Schönheit prangten, und denen nur eine dunkle Hoffnung geblieben ist, daß sie dereinst, wenn ihr Läuterungsprozeß sich seinem Ende zuneigt, ihre letzte, wahre, einzige Gestalt wieder erlangen werden."

Der Fremde stand immer noch still, hatte die Arme begeistert erhoben, und in seinen Augen brannte eine tiefe, schöne Wärme; es schien aber zugleich etwas wie der Schatten eines nun abgetanen Schmerzes über sein Antlitz zu huschen, und Tino erkannte, daß der Mann, der so seltsam und fast unverständlich sprach, manches in seinem Leben erfahren und gefühlt haben mußte, was nicht jedermann zuteil wurde. Eine tiefe Ehrerbietung machte ihn scheu und verlegen, aber er fühlte sich mächtig zu dem Fremden

hingezogen und sagte mit fast leidenschaftlichem Drängen: „O, lassen Sie mich wissen, wer so tiefe Worte zu mir gesprochen hat, damit ich dieses Tages und dieser einzigen Stunde nicht gedenke, ohne zugleich Ihren Namen aussprechen zu können, so wie man den Namen eines lieben Freundes in glücklicher Stunde ausspricht."

Der Fremde sah ihn einen Augenblick durchdringend an, als ob er ihn prüfen wollte, ob nicht nur Neugierde aus ihm redete, dann zuckte ein liebenswürdiges Lächeln um seinen schön geschwungenen Mund.

„Ich bin Goethe," sagte er und fuhr, als Tino sich dankend verneigte und seinen eigenen Namen nannte, fröhlich fort: „Aber da Sie, wie Sie mir sagten, in Italien leben und unsere Literatur Ihnen fremd sein mag, so will ich hinzusetzen, daß ich ein Mensch bin, der in der weiten Welt nach der Offenbarung des ewigen Gottes sucht, und daß ich nun auf der Reise nach der wahren Heimat bin."

Tino hatte von einem Goethe noch nie in seinem Leben gehört, aber er sah, daß es ein besonderer Mann sein mußte, der so stolz und frei seinen Namen nannte.

Auf dem schönen Turm der Pfarre, die rötlich in der Sonne glänzte, schlug es gerade zwei. Da wandte sich Goethe wieder zum Gehen und sagte mit freudiger Eile: „Die Uhr mahnt mich, daß ein Wagen meiner harrt, und obzwar ich in dieser geschäftigen Stadt wohl noch ein paar Stunden mit gutem Gelingen mich aufzuhalten vermöchte, zieht es

mich weiter; und Sie, mein junger Freund, sollen nun gleichfalls Ihren Geschäften nachgehen. Geben Sie mir Ihre Hand zum Abschied; denn ich bitte Sie, daß Sie mich nun allein zum Gasthof zurückkehren lassen. Leben Sie wohl!"

Und bevor Tino noch etwas hatte erwidern können, ging Goethe schon auf und davon, stattlich aufgerichtet, den Hut in der Hand, mit prächtig getragenem Haupt, um das sich das lange, leicht gewellte Haar wie eine Strahlenglorie legte. Die Leute auf der Straße blieben stehen und sahen ihm neugierig nach. Und Tino war es, als nähme der Fremde, dem er in so kurzer Zeit herzlich nah getreten war, ein Stück von seiner Seele mit, und als würde er nun zeit seines Lebens immerdar an den festen Blick dieser seltsam durchdringenden Augen denken müssen, in denen das geheimnisvolle Glühen eines Götterhimmels, das ganze stürmische Ringen einer brennenden Inbrunst war.

Erst als Goethe im Schatten eines Laubenganges verschwunden war, wachte Tino auf, fragte einen Knaben nach der Bindergasse und machte sich zögernd und in sich gekehrt auf den Weg.

* * *

Herr Ingenuin Sieberer, der Buchhalter des Hauses Dietmar Remisch, gab, als Tino sich genannt hatte, aus seinem Verschlag im halbdunklen Schreibzimmer die unerwünschte Auskunft, daß der Prinzipal in Geschäftsangelegenheiten verreist, seine Familie aber im Landhaus auf dem Grutzen sei.

„Ist das weit?“ fragte Tino.

„Eine kleine Stunde, nicht mehr und nicht weniger.“

„So gehe ich hin.“

„Wenn Euer Gnaden nicht vor einem Korbwagen zurückscheuen, wie wir sie hier verwenden, wenn wir Obst aus den Gütern nach der Stadt senden, so belieben Sie vielleicht im Hof aufzusitzen, denn der Wagen geht jetzt gleich leer nach dem Grutzen zurück.“

Also fuhr Tino, nicht sehr bequem auf einem quer gelegten Brett sitzend, neben dem Kutscher durch die noch sommerheißen Weingüter. Viele ähnliche Wagen kamen ihnen entgegen, und sie überholten allerhand Knechte und Dirnen, die, weiße Tücher über dem Kopf, schwere Körbe oder Ackergerätschaften schleppten und weidlich schwitzten. Denn die Sonne stand noch hoch am klaren Himmel, und ein leichter Staubdunst lag über der Niederung. Der Kutscher schwatzte und ließ die kräftigen Pferde trotten, wie sie wollten. „Dies Haus da,“ sagte er nach einer Weile und zeigte auf einen Bauernhof, der mit geschlossenen Fensterläden mitten in den Wiesen stand, „hat auch dem Gnädigen gehört; aber sie haben es verkauft, weil sie sich ja nicht um alles kümmern können, und haben nur den Grutzenhof behalten, weil die gnädigen Fräulein gern dort sind. Denn wenn der Gnädige nur wollte, könnte er die ganze Stadt kaufen.“

Tino lächelte, da drehte sich der Kutscher halb zu ihm herum und sagte mit einem verschmitzten

Augenzwinkern: „Sind Sie ein Verwandter oder gar ein Brautwerber, mit Verlaub?"

„Ein Vetter bin ich, guter Freund, und ich habe meine Verwandten noch nie im Leben gesehen."

„Da werden Euer Gnaden Augen machen, wenn Sie Fräulein Barbara Isabella zu Gesicht bekommen. Hol mich der Teufel, das ist ein Mädchen, wie keine zweite ist bis hinauf nach Meran und Brixen."

Und er fing an zu erzählen, wie freundlich sie zu allen Menschen war und selbst zu den grauslichsten, alten Bettelweibern, die in der Franziskanerkirche an den Türen die Ledervorhänge zurückschoben, wie sie die Wirtschaft verstand und was für weiße Arme sie hatte; denn im Winter fuhr er die große Familienkutsche, wenn man ins Kasino zu Ball mußte, und da hatte er die Fräulein oft im großen Staat gesehen. Und Fräulein Ytta war in ihrer Art auch gar ansehnlich und gut, aber gegen die Jüngere kam sie nicht auf; denn sie hatte, mit Verlaub, Pockennarben. Und lustig war Barbara Isabella, die konnte lachen und hatte Augen, so funkelnd als wie die schwarzen Bergkirschen. Er mußte lachen, wenn er nur an sie dachte; so eine war das jüngere Fräulein, obschon er beileibe nichts gegen das Fräulein Ytta zu sagen hätte, nur so . . .

Tino ließ ihn schwatzen und summte leise vor sich hin, als der Wagen in einen Seitenweg einbog und eine Weile auf dem üppigen Gras fuhr, das ihn ganz zu überwuchern drohte. In der Tiefe, halb von Kirschbäumen versteckt, wurde ein Tor mit zwei

steinernen Pfeilern sichtbar, die mit mächtigen Steinkugeln gekrönt waren.

„Da steigen Euer Gnaden jetzt aus," sagte der Kutscher pfiffig, „und gehen dreist in den Garten hinein. Denn ich muß hier herum in den Stall."

Tino sprang vom Wagen, gab dem Mann einen Batzen Trinkgeld und trat durch das halb offene Tor in den Garten.

Es war sehr still, nur ein paar Vögel zwitscherten in den Zweigen; irgendwo in der Tiefe hinter einer dichten Wand von Bäumen und Sträuchern plätscherte ein schläfriger Springbrunnen.

Tino war in freudiger Aufregung; er mäßigte seinen Schritt, zupfte sich die Spitzenmanschetten, die ihm auf die gebräunten Hände fielen, zurecht und ging ganz leise auftretend auf das Haus zu, dessen weiße Mauern durch das Grün schimmerten; dann machte der sauber mit Kies bestreute Weg eine Biegung und führte ihn an das Becken des Springbrunnens, der aus moosbewachsenen Steinen sich matt zur Höhe hob und, im leichten Wind zerstiebend, mit einem zarten Sprühregen herniederfiel.

In einer von Lorbeerbäumen eingefaßten Nische saß ein junges Mädchen in rot gestreiftem, hellem Kleide und las; um ihre zierlichen, rotbeschuhten Füße spielte ein junges, schneeweißes Schaf, das die Lesende an einer langen, roten Leine hielt.

Das Mädchen sah nicht auf, da Tino, von dem hübschen Bild überrascht, den Schritt verlangsamt hatte. Dann aber vermochte er sich nicht mehr zu bezwingen; er hatte eine so weite Reise zurückgelegt,

um sein Bäschen zu umarmen, er war viele Tage und Nächte gefahren, hatte in mancher schlechten Herberge geschlafen, jetzt war er schon seit Stunden unterwegs, und immer wieder hatte er weiter müssen; es schien fast, als narre ihn eine boshafte Fee, die ihm den Anblick der Verwandten nicht gönnte; und nun endlich stand er vor der, die er in Gedanken so oft mit allen Tugenden und Vorzügen einer Prinzessin ausgestattet hatte, es wurde ihm ganz warm unter dem Spitzenjabot, er hätte vor Entzücken schreien können; wie schön war seine Cousine! Wie vertraut war sie ihm jetzt schon, da er noch nicht einmal ihre Stimme gehört und ihre Augen gesehen hatte.

Er trat auf das Rondell heraus, der Kies knirschte unter seinen Schritten, das Mädchen fuhr mit einem leisen Ruf des Schreckens auf. Aber schon zog er seinen Hut und sagte fröhlich lachend, daß ein heller Schimmer über sein junges, braunes Gesicht flog: „Erschrick nicht über den Eindringling, Cousinchen. Ich bin der Vetter Tino Remisch aus Livorno."

Barbara Isabella ließ ihr Buch fallen, über ihr Antlitz verbreitete sich eine zarte Freude, dann wurde sie rot, wie mit Blut übergossen, und fuhr von ihrer Bank auf, um die Hand in seine ihr entgegengestreckte Rechte zu legen. „Tino," sagte sie. „Du bist's? O, wie schön, daß du nun da bist, und ich bin Barbara Isabella."

Sie hatten sich bei der Hand gefaßt, standen auf Armeslänge voneinander und sahen sich kindlich froh ins Antlitz, und es kam ganz von selbst, daß sich Tino

zu ihr neigte, wie von einer unwiderstehlichen Macht zu ihr hingestoßen, und sie liebkosend ansah, daß sie nichts tun konnte, als ihm zulächeln. Und dann geschah es, daß sie sich küßten. Tino fühlte den zarten Druck ihres Mundes wie einen Hauch; er hatte die Augen geschlossen und legte den Arm um ihre Hüfte, als fürchte er, sie, die so zart und weiß war wie ein Schmetterling, der um Blüten gaukelt, könnte unter seinem Kuß in Nichts zerfließen. Es schoß ihm durch den Kopf, wie es wohl käme, daß er noch nie einen so süßen Verwandtschaftskuß gegeben und empfangen habe. Aber immer noch brannte sein Mund auf ihrem, und in seinen Händen fühlte er das Beben ihres leichten Körpers; nein, es war kein Traum, da stand er, Tino Remisch, und umarmte das Bäschen, das er zum erstenmal im Leben sah, und da war Barbara Isabella und begrüßte ihn mit einem Kuß, dem ersten in seinem Leben, der ihn mit Wonne überirdischer Art erfüllte. O, so Mund an Mund bleiben dürfen, eine lange, lange, nie bis zum Ende ausgekostete Ewigkeit!

Aber auf einmal löste das Mädchen sich aus seinem Arm, mit der gleichen, sanften Selbstverständlichkeit, mit der es an ihm gehangen hatte, und stand fröhlich lachend da, und ein Schwall von Worten ergoß sich über ihn. Ei, so heimlich war er in den Garten eingedrungen, wie ein Dieb, der Schlimmes im Schilde führt. O wie die Eltern sich freuen würden, und Ytta! Gleich würde sie ihn zu ihnen führen. Er mußte ja müde sein; und wie er so bald auf den Grutzen herausgefunden hätte! Und erzählen

würde er müssen, von seinen Eltern, die so lieb und gut sein sollten, und von seiner langen, gewiß recht gefahrvollen Reise. Und daß er so gut Deutsch sprach! Sie hatte immer gedacht, da würde so ein schwarzer Welscher daherkommen, mit Ringen an allen Fingern, und mit Ohrringen, ja mit Ohrringen. Nun freute sie sich noch einmal so sehr. Und jetzt hatten sie einen Kavalier und konnten weite Spaziergänge machen, durch die Kaiserau bis nach Siegmundskron hinunter. Aber Gott, sie sprach allen Unsinn, den es nur geben könne, und die Mutter wußte noch nicht einmal, daß Tino gekommen war! Mutter und Ytta waren ganz drüben hinter dem Stall auf der Wäschebleiche, und sie mußten bald kommen. Ei, was die für Augen machen würden!

„Sollen wir nicht zu ihnen gehen?" sagte Tino.

Nein, nein, hier mußte er sie erwarten, das war viel schöner. Hier sollte er sitzen, ganz still und dann auf einmal vortreten und der Mutter die Hand küssen. Und sie zog ihn neben sich auf die Bank und zeigte ihm das Schaf, das sie selbst aufgezogen hatte; so klein war es zuerst gewesen, nicht größer als ein Kätzchen, und es fraß ihr aus der Hand und hieß Phyllis.

Tino saß glückselig wie in einem Traum und konnte die Augen nicht von dem Mädchen lassen.

„Weißt du," sagte er nach einer Weile, „wie das alles mir vorkommt? Wie die Geschichte von Jakob und Rahel in der Bibel. Da kommt Jakob aus fernem Land gereist und kommt in das Land seines Onkels. Und ist bei einem Brunnen, und die

Hirten treiben die Schafe zur Tränke. Und ein Mädchen kommt daher, und das ist Rahel. Da wälzt er den Stein von dem Brunnen, und die Schafe trinken. Jakob aber sieht Rahel und küßt sie auf den Mund. So habe ich dich geküßt, und wir haben uns früher nie gesehen und kennen uns, gleich als wären wir immer beieinander gewesen. Ist's nicht schön?"

„Ja, wunderschön," sagte sie und wurde plötzlich bleich und still und sah verlegen vor sich nieder. Aber diese Stimmung hielt nicht lange vor; bald war sie wieder im Schwatzen und legte dem Vetter die Hand auf den Arm, um ihn auf dieses und jenes aufmerksam zu machen.

Die alte weitläufige Ruine von Siegmundskron sah von ihrer roten Felsenhöhe über die Baumwipfel herab, und auf der anderen Seite des Etschtals thronte hoch oben die Haselburg.

Aber, o Gott, sie hatte ihm noch gar nichts angeboten, nicht einmal ein Glas Wein, und er war gewiß müde. Sie brauchte nur ins Salettl zu gehen und die Kathi rufen. Nein? er wollte nichts haben? Da sollte er nur erst die Bozener jungen Herren kennen lernen! Die konnten immer trinken und immer essen. So dick wurden sie alle. Aber freilich, der Vetter war ja ein halber Italiener, und die Italiener lebten von einer Handvoll Polenta und Brunnenwasser. Sie hatte sich den Vetter auch anders vorgestellt, mehr dunkel von Haaren; sie hatten oft schon in diesen Tagen von ihm gesprochen, weil man ihn erwartete. Und er mußte natürlich in der Margrethen-

burg wohnen; Vater kam noch heute von Brixen zurück, und abends fuhren sie nach der Stadt ...

Tino hörte kaum, was sie sagte, sah sie nur glücklich und ein wenig verlegen an und horchte mit einem kleinen Unbehagen nach der Richtung, in der die Wäschebleiche liegen sollte; er hatte gar keine Sehnsucht nach der Tante und dachte, es sei viel hübscher, so dazusitzen neben dem anmutigen Kind und sich eins erzählen zu lassen. Denn wenn die Tante kam, mußte er in wohlgesetzten Worten, wie es sich gehörte, ihr seine Aufwartung machen und gewiß umständlich von den Eltern berichten, langweiliges Zeug vorbringen und anhören.

Sein Blick fiel auf das Buch, das aufgeschlagen neben der Cousine auf der Bank lag.

Er hob es auf und las das Titelblatt. „Die Leiden des jungen Werthers? Von Goethe? ... Goethe?"

„Ja, kennst du es nicht?"

„Nein, aber den Namen kenne ich ... ist es nicht merkwürdig, daß ich vor wenigen Stunden noch mit einem Manne dieses Namens sprach?"

Sie sah ihn neugierig an, die Hände hatte sie auf ihre Brust gepreßt, ihr Mund lächelte wie eine reife Frucht. Wie? Er hatte Goethen gesehen? Mit Goethen gesprochen? Und er war so ruhig, als ob das gar nichts zu bedeuten hätte ...

Tino war verlegen, schämte sich. Hier kannte man also den Goethe und verehrte ihn! Und er war so ungebildet und fühlte nichts bei dem Namen, wenn er auch freilich dem vornehmen Mann, der mit ihm

durch die Straßen gegangen war, ein freundliches Gedenken bewahren wollte.

„Vetter," sagte das Mädchen mit kindlichem Ernst — „wenn du mir nicht ganz genau beschreibst, wie der Fremde aussah, der sich Goethe nannte, ganz genau, Kleid und Haar und Hand und Gang, dann will ich dir auch nicht ein bißchen mehr gut sein. O Gott, denken müssen, daß er in unserer Stadt war und daß man ihm nicht in das große Auge sehen, ihm nicht einmal die Hand küssen durfte — ach, des unsäglichen Jammers!"

„Ich wußte nicht, daß er ein so großer Dichter ist," sagte Tino kläglich.

Da nahm das Mädchen das Buch und legte es ihm feierlich in die Hand. „Lies, und du wirst jede Stunde bedauern, da du noch nichts von ihm wußtest. O Tino! Oft habe ich über diesen Seiten Tränen vergossen und bin verzweifelt, daß ich mich so gar nicht liebenswürdig finden kann, so gar nicht ähnlich Werthers Lotte. Ach, wie soll man dieses Buch jemals genug rühmen können! Aber lies es nun in den Nächten, wenn das Grabesdunkel über dem Lande liegt und die Bäume leise erschauern. Lies und sprich mir dann und sag mir, ob ich zuviel von diesem Buche gesagt habe. Ich habe so oft darin gelesen, daß ich es fast auswendig weiß. Und mir klopft das Herz, wenn ich daran denke, daß du möglicherweise mit Goethen selbst gesprochen, an Goethens Seite einhergegangen und das Funkeln seiner Augen und den mächtigen Klang seiner Stimme gehört hast."

Und Tino mußte berichten. So hatte der Fremde

ihn angeschaut, und das hatte er gesagt, und so war er angezogen. Und da sie nun alles hin und herwendeten, alle Umstände erwogen und alle Gegengründe verächtlich ablehnten, kamen sie zu dem Schluß, daß der fremde Herr, der sich Goethe nannte, wirklich der Dichter gewesen sei, und Barbara Isabella legte ihre Hand abermals und schwärmerisch auf des Vetters Arm und sah ihn bewundernd an, als einen von Gott Ausgezeichneten und für alle Zeit über die Menge Erhobenen.

Es näherten sich leichte Schritte, eine Stimme rief nach Barbara Isabella, die sofort aufsprang und der Mutter entgegenlief.

„Sehen Sie nur, wen ich da habe, Mutter! Und rate auch du, Ytta!"

Sie hatte den Arm um die Schulter der rüstigen Frau gelegt, die, ein weißes Tuch zum Schutz gegen die Sonne über dem Kopf, zwischen den Büschen auftauchte, während dahinter die Gestalt der Schwester sichtbar wurde, einer blassen, etwas großnasigen Person mit leichten Pockennarben, die nicht unschön war, wenn sie auch der Jüngeren weit nachstand.

Sofort trat Tino vor und küßte der gnädigen Tante die Hand, indem er seinen Namen nannte und sich wegen der Formlosigkeit dieses seines Überfalles hier im Landhaus entschuldigte. Die Sehnsucht, den teuren Verwandten bald nahe zu sein, hatte ihn nicht länger mehr in der Stadt verziehen lassen.

Die Tante klopfte ihm auf die Wange und hieß ihn mit etwas trockenen Worten willkommen. Auch

sie hatte einen Widerwillen gegen alles Italienische und hatte sich, wer weiß warum, eingebildet, daß der junge Livornese mit schwarzen Locken und schwarzen Augen daherkommen würde wie die welschen Gaukler und Dudelsackpfeifer, die gelegentlich auf den Märkten in der Stadt ihre Künste zeigten.

Aber Isabella faßte Tino bei der Hand und führte ihn zu Ytta hin.

„Dies ist Tino, und dies ist Ytta," sagte sie und sah froh von einem zur andern.

„Willkommen, Vetter," sagte Ytta mit ihrer schönen, tiefen Stimme, die sie gleich sympathischer machte. Und Tino erfaßte die dargebotene Hand und sagte ein paar höfliche Worte, die ihm nicht recht von Herzen kamen; dann stand er verlegen da und steif wie ein Stock, und Barbara Isabella wunderte sich, daß er Ytta nicht küßte, wie er sie geküßt hatte: ‚Jakob sah Rahel und küßte sie,' und sie wurde abermals rot und flüchtete sich in sicheren Schutz, indem sie über die nichts ahnende Mutter herfiel und sie so stürmisch umarmte, daß die würdige Dame Mühe hatte, sich aufrechtzuerhalten. Und dann ging man selbander ins Haus.

* * *

Spät am Abend ging Tino nach seinem Gasthof zurück; unter dem Arm trug er das Buch des Herrn Goethe, das er sich von Barbara Isabella ausbedungen hatte, und, weil es so warm war, seinen dreieckigen Hut. Die Straßen waren nun ganz verlassen, nur in den Weinstuben ging es noch lebhaft zu. Der

Mond stand über den Waldbergen im Südosten. Die Häuser glänzten kreideweiß in seinem kalten Licht, und da und dort blinkte es funkelnd in einer Fensterscheibe auf.

Tino horchte verwundert auf einen stillen, friedlichen Ton, der in allen Straßen der nämliche war, ein unterirdisch scheinendes Fließen und Rieseln, und freute sich, als er entdeckte, daß es vom Wasser kam, das in steinernen Rinnen, bald offen, bald wieder von dichten Holzbohlen bedeckt, an der einen Häuserseite durch die Gassen strömte.

Wirtshaus- und Handwerkerschilder streckten ihr verschnörkeltes Eisenfiligran weit über die Fahrbahn herüber, da und dort warf ein vorspringendes Dach oder ein bemalter Erker seinen tiefen Schatten über das ungleiche Pflaster, ein rotes Lämpchen glühte unter einem Heiligenbild, eine Katze schlüpfte aufgeschreckt in den Schutz eines offenen Kellerfensters. Tino sah zum Himmel auf, aus dessen wolkenlosen Tiefen dicht gedrängt die Sterne flimmerten. Aber der Mond überstrahlte sie alle.

Am Kornplatz standen allerlei Lastwagen, mit emporgeschlagenen Deichseln, manche hoch hinauf beladen und nur der Pferde wartend, die am Morgen dann aus irgendeinem Stall geführt und stampfend und sich schüttelnd von weißbeschürzten Hausknechten eingespannt werden würden. Und Tino sah im Geiste schon das Gewimmel von Menschen und Fliegen, das Rufen, Lachen und Summen, das den nun schlafenden Platz am anderen Tag mit seiner hellen Fröhlichkeit wieder erfüllen würde. Bei Gott, es gab nichts

Besseres als den lachenden Sonnenschein und die friedliche Geschäftigkeit eines Markttages, wenn alles eifrig sich müht und der Segen gewiß ist. Es war ja so schön, zu leben und wach zu sein.

Und er ging nun gerade nicht nach dem Gasthof, sondern machte einen Umweg durch allerhand stille Gassen, an hohen Mauern entlang, über die eine staubige Zypresse, ein breitblättriger Feigenbaum herüberragte und von dem Garten zu erzählen schien, der dahinter im Schweigen der Mondnacht lag. Auch Kirchen gab es, die Pfarre mit ihrem grünen Dach und kleine, halb versteckte Kapellen mit Türmchen, die wie ein Auslug waren.

Nun kam er an einen fast ausgetrockneten Fluß, über den weit gespannt eine breite Holzbrücke führte. Er betrat sie und stampfte kräftig auf, daß jeder Schritt auf dem alten Bohlenwerk dämonisch hallte und summte. Jetzt begann er gar seine Schritte kunstreich so zu lenken, daß er jedes zweite Brett übersprang und nie auf eine Fuge trat.

Auf der Mitte der Brücke war eine Ausbuchtung, und da stand ein alter, dürrer Mann mit silberweißem Haar, der Tinos Beginnen mit aufmerksamen Blicken verfolgte, bis dieser schließlich aufsah und, sich entdeckt sehend, herzhaft zu lachen begann.

„Ei, guter Freund," sagte der Alte. „Hat er wohl ein Gelübde getan, daß er im Mondschein so kunstvoll tanzen muß?"

„Das nicht. Aber ich will nicht in die Hölle kommen, und als ich noch ein kleiner Knabe war, hat mich eine alte Magd belehrt, daß, wer auf

Bretterwegen die Fugen nicht vermeidet, den satanischen Gluten unrettbar verfallen ist."

Der Alte sah den jungen Fremden mißtrauisch an. Er war sehr altmodisch angezogen und trug einen langschwänzigen Schoßrock, der mit Tressen besetzt war. In seinem Gesicht kreuzte sich ein unendliches Runzelwerk, aber die vorherrschenden Falten waren solche, die vom Lachen kommen. Das Merkwürdigste an ihm waren die kleinen funkelnden Augen, die sich manchmal scheu zu bergen suchten, dann aber wieder verächtlich aufblitzten.

„Und nur aus dem Grunde tanzt er so abgöttisch?"

Da lachte Tino, daß es über den leise ziehenden und plätschernden Fluß froh in die Nacht klang: „Ach nein, ich bin ja verliebt, ich bin ja so verliebt."

„Das lob' ich mir über die Maßen. Ich bin auch immer verliebt gewesen und habe immer gelacht."

„Und jetzt gehe ich spazieren, weil ich noch nicht schlafen mag," begann Tino wieder und setzte sich auf die Bank, die sich im Halbrund am Geländer hinzog. „Hier ist es so schön. Ich habe noch nie eine Gegend gesehen, die mich so angezogen hätte."

„Ja, das ist wohl wahr, und ich will ihm glauben, daß dies Lob nicht bloß auf Rechnung seiner Verliebtheit zu setzen ist. Denn ich alter Mann kann auch nur immer wieder schauen und Gottes Wunderland mit froher Ehrfurcht anstaunen."

Und dann streckte er die Arme aus und hob sein Antlitz zum sternbesäten Himmel empor. Beide

schwiegen und atmeten durstig die linde Nachtluft ein. Es war vollkommen still. In der Talweitung im Süden schwammen im Glanz des Mondlichts schattenhaft ferne Pappelwipfel und halb versteckte, weiße Häuser über einem leichten Dunst, der aus den Wassern der Flüsse stieg. Immer zarter wurden die Umrisse der Berghänge, die sich hintereinander schoben. Es roch nach Glyzinien und reifen Trauben, nach Äpfeln, nach wilden Blumen, die an den Wegrainen wuchern mochten, nach stillen Wiesenbächen, die halb verdeckt von frischen, nickenden Gräsern Blütenblätter fröhlich dahintrieben.

„Ja, das ist es," begann der Alte mit einem frohen, tiefen Aufatmen, „die Gewalt der stürmenden Winde ist vergangen; was mich umtrieb, ist dahin, nun bin ich im Hafen und danke trunkenen Auges dem Allgewaltigen, der mir Freund geblieben ist durch alle Tage meines Lebens. O Sommernacht, heilige duftende Nacht, du machst die Stürme schweigen. Du bist voll der Seligkeiten, du sprichst zu mir, und ich antworte dir, wie wenn ein geliebter Genosse zum andern spricht. Wir sind auf du und du, wir haben keine Geheimnisse voreinander. Die Ströme stürzen sich in das Dunkel deiner inbrünstigen Tiefen, Nacht; der Felsen öffnet dir seinen belebten Schoß, daß du befruchtest die Keime, die einmal zum Leben emporsteigen sollen; wenn der Tag geht, verflattern die Dünste, die die Wahrheit heimlich geborgen haben. Wenn der Tag geht, kommst du, o Nacht, und breitest deinen Schleier über die Lande, den Gott mit Sternen bestickt hat. Ich höre dich, Gott, ich höre dein Schreiten

ob der betauten Welt, ich höre das Atmen deiner seligen Brust und sehe das Wallen deiner Locken, Herr, die Wohlgerüche träufeln. Du bist in mir und bist da oben im Zenit, höher als all die Sterne, und bist über diese Berge hingelagert und schützest sie mit gütiger Hand. Mein Bruder? Du? Ja, mein Bruder, mein starker Bruder, der das Chaos sah und das Getümmel der Elemente vor den Zeiten: Alter, du, Uralter und Junger du, jung wie ein lachendes Kind, aus dessen Augen noch das Nichtwissen strahlt wie ein Stern im Alpental, wenn die Sonne dahingegangen ist. Soll ich in Kirchen zu dir beten? Soll ich zu dir in Furcht und Reue schreien? Weiser, Heiterer du? Was wärst du, wenn du nicht in meinem Lächeln lebtest, in meiner Liebe und in meiner Seligkeit! Du bist das All und bist ich und bist diese schauervoll gesegnete Nacht und das Wehen der fruchttreibenden Winde über allen Bäumen und Blumen und über den Bächen, die deinen Namen murmeln."

Er schwieg, und seine erhobenen Arme sanken langsam herab. Aber dann drehte er sich jäh zu Tino herum und sagte fast mürrisch: „Dummes Zeug, das! Alte Leute können ihr Maul nicht halten, müssen immer reden und tun, als ob sie allein die Wahrheit gepachtet hätten. Gute Nacht, mein verliebter Freund!"

Und raffte seinen verbogenen Dreispitz auf, der auf der Bank lag, und ging mit starken Schritten den weißen Häusern von Gries zu.

Tino war ganz verblüfft. „Gute Nacht," sagte

auch er. Der Alte winkte noch einmal mit der Hand zurück und war bald im Dunkel der Bäume hinter einem hell beglänzten Barocktor jenseits der Brücke verschwunden.

Da ging auch Tino. An seinem Gasthof angelangt, mußte er erst lange klopfen, bis ein verschlafener Hausknecht öffnete und ihn mit der Stalllaterne in sein Zimmer geleitete.

Dann lag Tino in seinem Bett und las „Die Leiden des jungen Werthers". Die Wachskerze brannte langsam herunter, das schiefe Viereck, das der Mond mit seinem Licht auf den Boden der Stube zeichnete, verschob sich, wurde immer schmäler und länger, Tino merkte es nicht. Seine Wangen brannten, eine ungeheure Bewegung übermannte ihn, er wußte nicht, war es Freude oder Schmerz ...

Zwei Uhr schlug es auf den Türmen, da fuhr er auf, löschte die Kerze und lag still. Sein Blick wanderte von dem ungeheuren grünen Kachelofen über die Heiligenbilder, die im ungewissen Licht der Mondnacht von den Wänden schimmerten, zum Fenster, hinaus zum hellen Himmel mit seinen Sternen, zu den Bäumen des Weinguts draußen. Ja, er wußte es nun, das war der Schmerz, der Einzug in sein Leben gehalten hatte. Er sah Lottens sanfte Augen, er sah Werthers verzehrenden Blick und die Tränen, die über sein Antlitz rannen. Und unmerklich trat an Lottens Stelle Barbara Isabella, und er selbst kniete vor ihr und rang die Hände. Aber dieses Bild verschwand, und es tauchte wie ein Schemen die Gestalt des alten Mannes auf, der

auf der Brücke gestanden und Gott angerufen hatte. Das Mondlicht umfloß sein weißes Haar, und von seinem faltigen Mund strahlte die Sehnsucht und alle Wahrheit über das friedlich ruhende Land. Aber dann war es Herr Goethe selbst, in prallem Sonnenschein auf weitem Platz, und in seinem Antlitz brannten wie Fackeln die großen, dunklen Augen, und ein Lächeln spielte um seine Lippen.

Tino schrak auf, nein, er wollte noch nicht schlafen. Und so sprang er aus dem Bett und warf sich ins offene Fenster. Der Mond neigte sich hinter schattenblauen Bergen zum Untergang, die Bäume in den Weingütern rauschten zart, Ströme von Wohlgerüchen durchzogen die laue Luft. Und Tino dachte an seine Fahrt auf dem Leiterwagen, an den tiefen Garten, an Barbara Isabellas rosigen Mund, der so zärtlich lächelte; ihre Augen sahen ihn an, er hörte die liebe, schüchterne Stimme ... sie war ihm gut, gewiß sie war ihm gut — eine tiefe, sichere Ruhe kam über ihn ... mochte Werther sterben, wenn Lotte ihn nicht liebte! Was ging das andere Menschen an! Die Welt war keine Welt des Jammers und der Tränen, und dieses Klopfen seines Herzens, das ihn nicht schlafen ließ, war nicht Schmerz, sondern Freude .....

* * *

Woher wußte Tante Claudia das alles? O, die Tante wußte das alles genau, ganz genau, als ob sie es selber erlebt hätte, und war doch erst geboren, als Barbara Isabella eine alte Frau und Ytta schon lang gestorben war. Ich sah Bilder von ihnen,

Miniaturen, auch ein Bild von Tino aus seinen letzten Jahren, ich bekam Briefe von ihnen in die Hand, die auf einem rauhen, gelblichen Papier geschrieben waren. Ich sah eine Schnupftabakdose, die die Mutter der beiden Mädchen benutzt hatte, eine Muschel aus Silber mit Perlmutterdeckel; sie schloß nicht mehr gut, aber es war noch etwas Schnupftabak drin, ein paar braune Körnchen waren es, die allen Geruch schon verloren hatten; ich machte die Dose auf und zu, immer wieder auf und zu, während die Tante erzählte, und das zierliche Stück erschien mir wie ein zerbrochener Sarg, den die Welle einer Überschwemmung aus dem weichen Erdreich eines Friedhofs gewühlt und mitten unter die Lebenden geworfen hat, ein leerer Sarg, der nur noch armseligen, zermürbten Staub enthält. Ich schloß die Augen und sah Goethe durch die Straßen wandeln, sah die nächtige, mondbeschienene Stadt, sah Tino anderen Tags pochenden Herzens die Margrethenburg betreten ...

Da war die Schreibstube mit ihren alten, geschnitzten Schränken und den nachgedunkelten Ölbildern an den Wänden, da saß in seinem Verschlag der Ingenuin Sieberer, der Buchhalter, schielte nach rechts und schielte nach links, zwinkerte mit den Augenlidern wie eine Eule und knurrte drohend, wenn Anton, der Laufjunge, die Tür ins Schloß schmetterte, da war vor allem der Prinzipal, Herr Dietmar Remisch selber, der beim Sprechen aufmerksam den breiten Siegelring betrachtete, den er am rechten Zeigefinger trug. Und Tino saß vor ihm

und überreichte ihm den großen, versiegelten Brief, den der Vater ihm für den Onkel mitgegeben hatte. Der Onkel öffnete und las ihn, räusperte sich und überlegte, während Tino vergnügt durch das Fenster auf die Straße hinaus sah, auf der die hochbepackten Frachtwagen vorüberrumpelten, vom Brenner ins Venezianische hinunter. Aber seine Gedanken waren im Gartenhaus bei den Mädchen und bei dem Gespräch, das er mit ihnen über das Buch des Herrn Goethe geführt hatte. Ytta hatte den Werther verurteilt, weil er, als er Lottens Brautstand erfahren, nicht gleich geflohen war; aber Barbara Isabella hatte ihn mit glühenden Wangen verteidigt. Die Liebe ging allem vor; wie sollte er gehen, da er doch Lotten liebte; war es nicht sein Recht, sie zu sehen, so lange er konnte, und zu sterben, als sie das Weib des anderen geworden war? „Du bist albern," sagte Ytta. Aber Barbara Isabella fiel auf die Knie, legte die kleinen Hände auf den Schoß der Schwester, hob das glühende Antlitz zu ihr empor und sagte froh: „Laß mich albern sein, Ytta, wenn ich so fühle. Und mögt ihr auch noch so sehr schelten, das weiß ich, wenn ich Lotte wäre und Werther liebte mich, dann würde ich Albert mein Wort zurückgeben und an Werthers Busen sinken und für ewig mich ihm verbunden fühlen; Tino, sag, hast du je Liebe empfunden? Hältst du mich wohl auch für ein törichtes Kind, das vom Leben nichts weiß und nur in den Tag hineinredet? O, gebt mir eure Hände, daß wir einen Bund schließen und uns geloben, ewig nur zu tun, was das heiße Herz von uns mit seinem Schlage

fordert, treu zu sein und niemals gelangweilt uns in Furcht oder Selbstsucht zu verschließen. Wir wollen uns küssen, und dieser Kuß soll ein Gelöbnis sein an Gott und an uns selbst."

Und sie küßten sich weinend alle drei und waren froh miteinander in dem hellen Gartenstübchen mit den Silhouetten an den Wänden, den verschnörkelten Möbeln und der weißen, zarten Ampel, die, mit Moos gefüllt, ihre Ranken von der Decke zierlich herabhängen ließ.

Dann gingen sie in den Hof, das Bäumchen zu pflanzen neben dem Brunnen, das der Gärtner ausgesucht hatte; denn der uralte Alberbaum, der da gestanden hatte, unzähligen Sperlingen ein sausendes Lustschloß seit Generationen, war morsch geworden und hatte gefällt werden müssen. Der Gärtner hatte das Loch schon gegraben. Nun hielt er den Baum, und Barbara Isabella und Tino warfen mit großen Schaufeln das Erdreich auf die Wurzeln, während Ytta es mit einem Holzschlegel feststampfte.

Und dann waren sie durchs Haus gegangen, und Tino hatte alles gesehen, die endlosen Gänge, die dunklen Treppen und Treppchen, die Altanen über kleinen, versteckten Höfen, die tief und kühl waren wie Brunnen, die Magazine, die verschlossenen Türen, die in irgendeine leere Kammer führten, und die seit Menschengedenken niemand offen gesehen hatte, die Schlösser und Ketten an der Wand eines ebenerdigen Gewölbes, an denen einstmals, als die Margrethenburg noch Gerichtshaus war, die Verbrecher angeschlossen waren — noch jetzt ging es manchmal um,

versicherte Barbara und lachte leise und zärtlich, wie um Tino zu zeigen, daß sie keine Furcht hatte —, die stillen Zimmer, deren Fenster auf Gärten und Höfe schauten, auf den hellen Himmel, auf die selig verklärten Berge, den Steinsaal mit den zwei großen, geschnitzten Schränken und der uralten Gehäuseuhr, in deren Tiefe das Pendel gravitätisch hin und wieder ging, das riesige Bild von Adam und Eva, das im Vorsaal hing: Eva hatte den Apfel gebrochen und reichte ihn verlockend dem Gatten, der schon die Hand danach ausstreckte; vom Baum des Lebens herab züngelte die Schlange, bunte Vögel saßen auf den Zweigen, der Löwe schmiegte sich an Evas Knie, das blonde Haar umflatterte ihre Hüften wie ein kostbarer Mantel, die Ahnung Gottes wehte durch den Garten Eden. Alles das mußte Tino sehen; ja sogar die Dachbodenräume zeigte man ihm, in denen allerlei Gerümpel einer unwahrscheinlichen Auferstehung entgegenschlief. Ytta gab nur kurze, trockene Aufklärungen, aber Barbara Isabella zwitscherte froh durch das Haus mit roten Wangen und glänzenden Augen, und Tino ging ihr nach und sah sie in willenloser Verzauberung an.

Und nun saß er in der Schreibstube und hörte wie aus weiter Ferne die Stimme des Onkels, der den Sieberer und den Anton mit irgendeinem Auftrag hinausgeschickt hatte und sich über die Maßen aufmerksam mit seinem Siegelring beschäftigte.

Ja, der Oheim freute sich von Herzen, daß die Verbindung mit seinem lieben Vetter in Livorno, die im Laufe der Jahre schon fast begonnen hatte sich zu

lockern, nun wieder festgeknüpft werden sollte. Ja, er hatte seinen Vetter stets hochgeschätzt, und er freute sich, daß sein Sohn, wie es allen Anschein hatte, ihm so wacker nachgeriet. Es war gut, wenn der Deutsche im fremden Land nicht die Heimat vergaß. Die Italiener waren ja auch angenehme Leute, und als mit geschäftsgewandten Unternehmern hatte er für seine Person immer gern mit ihnen zu tun. Wenn man nur acht gab, war man ihnen, trotz ihrer Schlauheit, doch immer noch überlegen.

Dies wollte er nur nebenbei sagen; denn es war wichtigeres zu besprechen. Kurz und gut, der liebe Vetter Borromäus hielt in diesem Brief für den Sohn Tino um die Hand seiner älteren Tochter Ytta an, und Tino hatte ein Anrecht darauf, bald eine Antwort zu bekommen, die ebenso freimütig war wie das ehrenvolle Anschreiben, das er eben überreicht hatte.

Tino war es, als griffe eine mächtige Hand in seine Brust und krampfte ihm das Herz zusammen, daß es nicht mehr zu schlagen vermochte, sondern nur noch halb gelähmt flatterte. Aber er sagte kein Wort, und der Alte sprach bedächtig weiter.

Nun gut, Tino war ihm als Eidam von Herzen willkommen, und er begrüßte ihn, da der Himmel ihm einen Sohn versagt hatte, als sein Kind und, will's Gott, Nachfolger in diesem Geschäft, das er von seinem Vater übernommen hatte und das Tino, wenn es dereinst einmal so weit sei, hoffentlich in den Bahnen weiterführen werde, die die Rechtlichkeit, gepaart mit weiser Umsicht und frohem Wagemut,

vorzeichnete. „Und nun, mit Gott, mein Sohn, magst du hinaufgehen und der Mutter die Hand und deiner Braut die Wange küssen."

Aber Tino saß, ohne sich zu regen, und starrte den Oheim an. Wie war das möglich, wie war das nur möglich! Der Onkel blickte geschäftsmäßig kühl in den Brief des Vetters und wartete wohl immer noch darauf, daß Tino etwas sagen, danken, sich freuen würde. Da aber nichts kam — junge Leute sind ja oft schüchtern — nahm er die Sache in seine Hand und sagte väterlich:

„Dein Schweigen verrät mir deutlich die freudige Bewegung deines Herzens. Sei versichert, mein Sohn Tino, daß du willkommen bist . . ."

Tino stammelte etwas Konfuses; der Schweiß stand ihm auf der Stirn.

Ganz dunkel sah er die eiserne Miene des Onkels, der sich behaglich in seinen Sessel zurücklehnte, sah er die Fliegen an dem Gewölbe der Schreibstube kriechen, langsam, langsam, als ob sie ermattete Bergsteiger wären, die dem Gipfel zukeuchen, sah er durch einen Nebel hindurch Yttas Augen, in denen stille Trauer lag, und die Blässe ihres pockennarbigen Gesichts, und sah auf einmal mit süßer Deutlichkeit den lachenden Mund Barbara Isabellas . . .

„Onkel, ich habe Ihnen etwas zu sagen . . ." Er suchte nach Worten, er sah auf seine Hände herab, die krampfhaft die Löwenköpfe an den Armlehnen seines Sessels umschlossen; ein Schluchzen war in ihm, aber er kämpfte es nieder.

„Nun? Nur heraus damit!"

„Onkel, es ist das, daß ich ... ich habe mich so auf Bozen und die Bäschen gefreut ..." Er stand auf, seiner Bewegung nicht mehr mächtig, aber entschlossen, ein Ende zu machen. „Onkel, ich liebe Barbara Isabella."

Der Oheim sah etwas überrascht auf. Er nahm's zwar nicht so tragisch, denn schließlich, was kam es auf die Gefühle so junger Leute an, die doch noch gar nicht wissen konnten, was sie wollen. Er mußte fast lächeln; da stand der lange Bursche mit zitternden Lippen und kam sich wer weiß wie unglücklich vor, weil er Ytta heiraten sollte.

„Du liebst Barbara Isabella? Natürlich, wer sollte das Kind nicht lieben! Und du hast nunmehr auch ein Anrecht darauf, da du ihr Schwager werden sollst ..."

„Nein, Onkel, nicht so ... ich meine es anders ... ich liebe sie ... ich dachte ... ich hoffte ... Onkel, ich flehe Sie an, geben Sie mir Barbara Isabella zur Frau, ich sterbe, wenn sie nicht meine Frau wird ..."

„Halt, halt, das will ich nicht hören; wohin schweift deine Zügellosigkeit! Hörtest du nicht, was dein Vater schreibt?"

„Sie sagten es mir, Onkel, aber, o Gott, das kann ja gar nicht sein; wie soll der Vater wissen, wen ich liebe ..."

„Ich bin nicht mit dir zufrieden, Tino, gar nicht zufrieden ... und wie kannst du nur glauben, daß ein so wichtiger Entschluß wie das Eingehen eines Verlöbnisses von dir abhängen könnte, von einem

jungen Menschen, der zum erstenmal in die Welt hinauskommt, und der sich glücklich schätzen muß, wenn sein Vater und sein Oheim, den er als väterlichen Freund anzusehen allen Grund hat, ihm die Wege zu einem schönen, häuslichen Glück ebnen? ... Nein, ich will deine unehrerbietigen Worte nicht gehört haben," sagte Herr Dietmar und vertiefte sich in die Betrachtung seines Siegelrings so sehr, daß auch Tino unwillkürlich die Augen darauf heftete; es war ein großer, geschliffener Karneol mit einem Wappen. „Ich will das nicht gehört haben; denn das kann nicht wohl bedacht gewesen sein. Wo käme die Welt hin, wenn die Kinder die Sorge für ihr wohlverstandenes Glück nicht den Eltern überließen! Wir sind ja doch nicht Karrnersleute, die sich paaren, wie es der Zufall bringt. Ich war vielmehr immer der Meinung, ein rechter Bürger und Handelsherr sollte darauf bedacht sein, in seinem Hause das Beispiel der adeligen Familien nachzuahmen, die die Verbindungen ihrer Kinder selber regeln; dein Vater ist, wie ich sehe, ganz meiner Meinung, und du wirst uns mit einer kindischen Laune nicht davon abbringen. Verzeih, wenn ich lächeln muß, und laß mich glauben, daß du schon jetzt im stillen mir recht gibst und dein unbedachtes Wort bereust. Nein, laß mich ausreden, mein Sohn! Ich gehöre nicht zu jenen starrköpfigen, alten Leuten, die nur immer befehlen und nicht vielmehr Wert darauf legen, daß ihr Kind nur das tut, was eine ruhige Überlegung es schließlich selber als sein Bestes erkennen läßt. Ich spreche nicht einmal davon, daß du doch wohl dem ausgesprochenen Willen

deines eigenen Vaters nicht entgegentreten willst; ich meine, daß du selber schon von diesen wenigen Worten betroffen sein mußt. Ich mag Ytta nicht rühmen, sie ist meine eigene Tochter, und der, dem ich sie zur Frau gebe, muß in meinen Augen schon sehr hoch stehen. Wie?"

„Onkel, ich achte Ytta, ... aber Barbara Isabella ist mir so lieb, geben Sie sie mir zur Frau ... nein, nein, lassen Sie mich auch reden ... Sie können von meinen Worten nicht ungerührt bleiben ... Ihr gutes Herz kann nicht als törichten Eigensinn verdammen, was mich glücklich oder unglücklich machen muß fürs Leben ..."

Tino war ganz mutig geworden, Tränen standen ihm in den Augen, er streckte die Hände beschwörend aus, eine fleckige Röte brannte auf seinen Wangen. Er erzählte, wie er Barbara Isabella zuerst gesehen, wie ihn gleich die Gewißheit durchschauert hätte, daß er liebe, und wie er in dieser Nacht geahnt habe, daß er auch Barbara Isabella nicht gleichgültig sei, wie ganz anders das Gefühl sei, das er ihr entgegenbringe, als das, das er für Ytta habe; o, der Onkel konnte das alles nicht als kindische Unüberlegtheit abweisen, konnte nicht einen Mangel an Ehrerbietung in seinem kühnen Wunsche sehen ...

Aber der Alte saß aufhorchend in seinem Sessel, lächelte boshaft mit einer kalten Überlegenheit, die Tino, während er immer weiter sprach, immer glühender und leidenschaftlicher machte und ihm kalte Schauer über den Leib jagte, als spräche er vor einem unbarmherzigen Richter für sein Leben; eine

Ahnung, daß er dennoch vergebens sprach, dämmerte in ihm auf, aber er ließ nicht ab, suchte die Hand des Onkels zu erfassen, die ihm mit einer schlaffen Bewegung entzogen wurde, schilderte die stete Dankbarkeit, die er seinen neuen Eltern entgegenbringen würde, wenn sie seine Werbung nicht von sich wiesen. Der Onkel hatte jetzt aufgehört zu lächeln; jetzt war in seinem Antlitz nur mehr eine eisige, fast verächtliche Kälte, die grauen Augen, die sich sonst hinter den gesenkten Lidern zu bergen pflegten, waren hohnvoll auf den Neffen gerichtet, und in dem Maße, als ein beharrlicher Wille, den einmal gefaßten Entschluß nicht mehr zu ändern, alles verwandtschaftlich Gütige in dem Ausdruck dieser grauen, kalten Augen zurücktreten ließ, wuchs auch in Tino die sichere Erkenntnis, daß seine Liebe ihm Kraft und Sicherheit gab, und daß er sich nimmer beugen würde, nimmer ...

Der Onkel wehrte leicht mit der Hand ab. „Wozu die vielen Worte! Wenn du mich länger kennen würdest, würdest du wissen, daß ich nicht umsonst für einen wohlbedachten und entschlossenen Mann gelte. Es ist auch hierzulande nicht der Brauch, daß man die Jüngere vor der Älteren weggibt. Und dein Vater teilt hierin meine Meinung. So füge dich! — Mit Barbara Isabella habe ich andere Pläne."

Er stand langsam auf und wandte sich gegen das Fenster, dadurch zu erkennen gebend, daß er diese Unterredung als beendet ansehe, setzte aber etwas freundlicher hinzu: „Ich will auch jetzt noch glauben, daß du mir recht geben wirst. Überleg'

dir's, und nun geh; die Mädchen werden noch im Gartenhaus sein."

Tino wollte noch etwas sagen, aber der Onkel winkte ärgerlich ab und sagte schneidend: „Geh, oder ich muß meine Zuflucht zu heftigen Worten nehmen!"

Und Tino raste durch den langen, halbdunklen Gang, lief über den Hof und in den Garten hinein. Die Tür des Sommerhäuschens stand offen, und als er in die Nähe kam, hörte er Barbara Isabella zur Schwester sagen: „Er bleibt lang; Gnaden Vater wird ihn doch nicht heut schon in der Schreibstube beschäftigen?"

„Da bin ich," sagte Tino und trat rasch ein. „Aber nur die Götter wissen, ob ich lang werde bleiben können."

Und dann warf er sich aufgeregt auf das niedrige Ruhebett, das unter einem venezianischen Spiegel kokett an der Längswand stand. Die Mädchen saßen am Fenster einander gegenüber, die Köpfe über eine gemeinsame Stickerei gebeugt, und die Sonne schimmerte durch das helle Blond ihrer Stirnlocken.

Aber als Tino seufzend schwieg, sahen sie erschrocken auf, und Ytta sagte:

„Vetter, was ist geschehen?"

„Nichts," sagte er tonlos. „Nichts, laßt nur, achtet nicht auf mich ..." Dann stand er auf, schob sich einen der damastbezogenen Stühle an den Stickrahmen heran und sah verwirrt darauf nieder, indem er möglichst unbefangen auszusehen sich mühte und stotternd nach dem Zweck der Arbeit fragte.

Da erklärte Ytta. Sah er an der Eingangswand das alte Bild, das den heiligen Hieronymus mit seinen Löwen vorstellte? Gut, den Kirchenvater mit seinem Tier hatten sie abgezeichnet und stickten die Zeichnung nun mit Perlen für Mutter zu einem langen Kissen für ihren Schlafstubendiwan, Ytta machte den Kopf, Barbara Isabella hatte bei den Füßen angefangen, und nun kamen sie sich langsam in der Mitte entgegen. Aber es war zum Verzweifeln, der Löwe hatte schon auf dem Bild einen so langen Hals, und in der Stickerei war er noch länger geworden; ach, er sah bald wie ein Kamel aus! Ytta lächelte, da sie das sagte, aber Barbara Isabella hatte immer verstohlen den Vetter angeblickt und war erbleicht.

Da haschte Tino plötzlich rechts nach ihrer, links nach Yttas Hand und sagte:

„Wollt ihr mir einen Augenblick zuhören? Und wollt ihr mir Freund bleiben, was auch immer ich sagen werde? Wollt ihr das?"

„So feierlich?" erwiderte Ytta. Aber sie lächelte nicht, und es zog ein feines Rot über ihr blasses Gesicht, während Barbara Isabella dem Vetter traurig in die Augen sah.

„Seht, liebe Mädchen," begann Tino wieder. „Ich bedarf eurer Freundschaft, denn ich bin sehr unglücklich geworden. Ich habe eurem Vater einen versiegelten Brief des meinen überbracht, ich wußte nicht, was darin geschrieben stand bis zu dieser Stunde. Und ach, nun weiß ich es! Ytta, du bist ein gutes, feines Mädchen, und ich liebe und achte dich, sei mir

nicht böse, es darf dich nicht verletzen, sieh, aber nun soll ich dich heiraten, Vater hält für mich um dich an ... Ytta!"

Das Mädchen war mit einem Schrei in die Höhe gefahren und hatte sich, die Hände vor dem blutroten Antlitz, in die dunkle Hinterwandnische geflüchtet, wo um einen Tisch feierlich hochlehnige Stühle standen. Da lehnte sie nun an der Wand, und Tino sah, wie ein Zucken durch ihren Körper ging, als kämpfe sie gegen ein aufsteigendes Weinen. Aber er wandte sich gleich zu Barbara Isabella, die mit offenem Mund erschrocken dasaß und nicht wußte, ob sie weinen oder zu der Schwester eilen solle.

„Ich kann nicht," sagte Tino und neigte seinen Mund auf des Mädchens weiße Hand herab, die warm und zuckend in der seinen lag. „Ach, ich habe es deinem Vater gesagt, ich kann nicht, denn vom ersten Augenblick an habe ich dich geliebt, Barbara Isabella, und dich liebe ich, nur dich ..."

Da legte er, die Augen schließend, seine Wange auf ihre Hand, und Barbara Isabella neigte in einem Gefühl heißer Zärtlichkeit, das sie plötzlich überströmte, ihr Haupt zu ihm herab, ganz nahe zu ihm, und so blieben sie, Wange an Wange, und eine Träne nach der andern tropfte von den Wimpern des Mädchens auf Tinos Antlitz herab.

Am Fenster summte eine gefangene Hummel, die die Freiheit suchend an die Scheibe stieß, vom Hofe her kam das Rauschen des Brunnens, und die Windfahne auf dem Giebel des Gartenhäuschens kreischte, wenn sie dem leichten Wind nachgebend sich drehte.

Ytta hatte die Hände immer noch vor das Antlitz geschlagen, aber langsam lösten sich die Arme und fielen träg herab. Sie sah zu den beiden hin, die die Köpfe gebeugt, ohne Wort, ohne Bewegung nebeneinander verharrten, und eine große, mütterliche Zärtlichkeit stieg in ihr auf. Ach, wenn sie schon nicht selbst glücklich werden durfte, so sollten es doch diese Kinde wenigstens werden. Sie wollte etwas sagen, aber die Zunge versagte den Dienst, ihr Mund war wie ausgetrocknet, da flog sie zur Schwester hin, faßte deren Hand und legte sie mit einer heroischen Bewegung in die des jungen Mannes.

„Liebt euch," sagte sie mühsam. „O Gott, liebt euch ..." Und dann riß sie sich los und rannte, die Schürze zu den tränenden Augen erhebend, hinaus. Das spielte sich alles so schnell ab, daß Tino sie nicht zurückzuhalten vermochte. Er hörte sie über den Hof und die Hintertreppe des Hauses hinauflaufen, dann wurde es wieder ruhig. Barbara Isabella weinte still vor sich hin, und als Tino ihr den Kopf aufzurichten suchte, sank sie hilflos an seine Brust und umklammerte mit beiden Händen zärtlich sein Gesicht, während er sie mit den Armen an sich preßte, als wollte er sie nie mehr von sich lassen.

Jener erste Kuß draußen im Garten des Landguts war schon traumhafte Süße gewesen, aber dies hier war überirdische Seligkeit.

Der heilige Hieronymus mitsamt seinem häßlichen Löwen sah zu, der venezianische Spiegel spiegelte die Umarmung wider, die Sonnenstäubchen tanzten hell und fröhlich um die blondhaarigen Köpfe. Zwischen

heißen Küssen gingen unbestimmte, halb erstickte Worte hin und her, die kein Mensch verstanden hätte. Aber Tino und Barbara verstanden sie; ja, sie hatten sich vom ersten Augenblick an geliebt, die ganze Nacht hatten sie aneinander gedacht, es war ihnen, als ob sie sich schon immer geliebt hätten, und sie würden sich immer, immer lieben.

Ein heftiger Schreck trieb sie plötzlich auseinander. Wo war ihr Glück, wenn der Vater unbeugsam blieb? Und Barbara Isabella kannte den Vater.

Sie saß auf dem Stühlchen am Fenster, hielt mit einer Hand den Stickrahmen fest, den sie mit einer unachtsamen Bewegung beinahe zu Boden geworfen hätte, mit der andern umklammerte sie den Arm des Jünglings, der sie zärtlich ansah.

„Süße," sagte er, „es wird alles gut werden. Der Himmel kann nicht unser Unglück wollen."

„Du kennst den Vater nicht," flüsterte Barbara Isabella, und Leichenblässe überzog ihr Antlitz. „Er ist nicht böse, o Gott, verzeih mir, daß ich so etwas zu sagen wage, aber man kann ihm nicht ungehorsam sein ..."

Tino preßte ihre Hände leidenschaftlich an sein Herz und lächelte ihr zu, ihr wieder Zutrauen zu geben, und Barbara Isabella schlug die verweinten Augen zu ihm auf ... jeder suchte dem andern einzureden, daß er die Hoffnung nicht verloren habe, aber im tiefsten Innern war es ihnen beiden klar, daß der Vater nicht nachgeben würde; sie kannten den kalten Blick seiner grauen klugen Augen, sie sahen ein spöttisch-überlegenes Lächeln um seine Mund-

winkel spielen. So sicher, wie sie jetzt noch hier im Gartenhäuschen beieinandersaßen, würden sie schon morgen stumm und mit gesenkten Augen aneinander vorübergehen müssen. Und Barbara Isabella erinnerte sich mit einem Male all der Dinge, die ihr ein kurzes Wort des Vaters je versagt hatte, sie sah die Mutter still das Antlitz neigen, sie sah das unbehagliche Schweigen, der Vater ging mit straffen Schritten in der Wohnstube auf und nieder, und sein sorgfältig gepuderter Zopf stäubte, wenn er, sich umkehrend, wie zur Bekräftigung eines Verbotes oder eines Befehles, das breite Kinn in sein Spitzenjabot drückte; sie sah Yttas stille Unterordnung, der Pendel der großen Gehäuseuhr ging bedächtig, aber mit entschlossenem Ernst hin und wieder, die ganze Stube, die große Wohnstube oben mit den feierlichen Familienbildern an den Wänden sagte nein, nein, nein —

Sie sah den Geliebten ängstlich an, mit einem Blick, der um ein ermutigendes, hoffnungsfrohes Wort flehte, aber auch in seinen Augen stand ein dumpfes Grauen. Er fürchtete sich vor dem spöttischen Blinzeln, das aus allen Furchen in Onkels Antlitz wie aus tausend feindlichen Augen ein unbeugsames Nein! zu sagen schien. Nein, nein, nein!

Und sie sanken sich wieder in die Arme. Vom Hause her rief die Mutter Barbara Isabellas Namen, sie lauschten, der Ruf wiederholte sich noch ein paarmal und verstummte dann. Mutter hatte gewiß noch keine Ahnung. Ytta hatte sich wohl in ihrem Stübchen eingeschlossen, und der Vater, ach der Vater

der saß auf seinem Schreibbock und schrieb unbekümmert die großen Briefe mit der schönen, verschnörkelten, unbarmherzigen Schrift. Der Vater war ja nicht von denen, die sich mit allerlei Bedenken quälten, der Vater wußte, es geschah, was er wollte...

„Komm," sagte Tino und zog das Mädchen neben sich auf den Diwan nieder; da saßen sie nun Hand in Hand und lächelten sich glücklich und traurig an.

„Ich will dir etwas sagen, mein Mädchen."

„Was denn?"

„Wir müssen fort."

„Tino!"

„Heute noch müssen wir fort. Wir müssen fliehen."

Sie sah ihn erschrocken an, mit halboffenem Munde. — Fliehen? Ja, was denn? Sie konnte doch nicht gegen Vaters ausgesprochenen Willen —

„Dein Vater gibt nicht nach, ich glaube es selbst. So müssen wir ihn zwingen, es bleibt keine andere Wahl! Denn du kannst doch nicht wollen, daß wir auf ewig wieder getrennt werden. Liebst du mich? Sage mir, liebst du mich?"

„Ach, Tino, frage nicht!" Sie sah ihn mit einem solchen Ausdruck des Flehens und der Angst an, daß er erschüttert vor ihr in die Knie sank und sein Haupt in ihrem Schoß barg. Sie legte ihm die Hand auf den Kopf und strich zärtlich und leise durch seine Locken. „Tino, nie noch habe ich einen Mann geliebt, aber für dich könnte ich sterben."

„Dann komm mit mir, Geliebte."

Die Tränen verdunkelten ihre Augen, aber sie behielt soviel Kraft, daß sie den Kopf mit stiller Verneinung zu schütteln vermochte. Und er fühlte den Widerstand, der sich in ihrer Wortlosigkeit drohend erhob, er fühlte, wie sie ihm entglitt.

„Mein Mädchen," sagte er, „wenn wir nicht unglücklich werden wollen, müssen wir fort, heute noch. Hör zu: Meine Eltern werden sich überzeugen lassen, sie haben mir nie noch etwas versagt. Ich nehme einen Eilwagen und warte an der Brücke, und du gehst aus dem Hause, so wie du bist, als ob du in die Kirche wolltest, und kommst zu mir und steigst zu mir ein; dann mag der Kutscher auf die Pferde peitschen ... ach, sausen soll es, Geliebte, und wir fahren immerzu, bis wir über der Grenze sind, du und ich beieinander, und niemand kann uns mehr trennen ..."

Aber sie sagte immer nur nein, nein; sie war bleich, aber weinte nicht mehr, obgleich eine furchtbare Angst ihr das Herz zusammenschnürte. Nein, fliehen konnte sie nicht, sie mußte dem Vater gehorchen, es gab keine Möglichkeit, ihm zuwider zu handeln, sie wollte Tino ewig lieben, aber mit ihm fliehen konnte sie nicht.

„Mädchen," sagte er mit dumpfer Stimme. „Du liebst mich nicht."

Da schlug sie die Augen groß zu ihm auf und flüsterte: „Barbara Isabella wird Tino ewig lieben. Aber sollte sie auch sterben — sie wird nichts tun, was einer gehorsamen Tochter nicht zukommt."

„Und hast du nicht vor einer Stunde noch ge-

schworen, daß du ewig nur das tun wirst, was das heiße Herz mit seinem Schlage von dir fordert?"

„Ach, wie quälst du mich, Tino!"

Sie warf sich stöhnend zurück, preßte die Hände vor das Gesicht und schluchzte fassungslos in das Diwankissen hinein, dessen bunte Stickerei eine von Lorbeerzweigen umrahmte Lyra zeigte. Ja, sie wußte es, sie war schwach und nicht würdig, von Tino geliebt zu werden; aber wenn sie ihn auch von sich stieß — sie liebte ihn dennoch und würde nie einen andern mehr lieben können ... ach, sie wollte sterben, wenn der Vater unbeugsam blieb ... aber fliehen konnte sie nicht, nein, nein, nein ....

Wieder rief jemand Barbara Isabellas Namen, ein grobbeschuhter Fuß schlurfte über den Hof, das Klirren einer Wasserkanne kam vom Brunnen her, der Hund bellte. „Fort! Fort! Sie kommen," sagte Barbara Isabella leichenblaß. Und Tino biß sich verzweifelt auf die Lippen; er war am Ende, er wußte nichts mehr zu sagen. Da beugte er sich noch einmal zu der Geliebten herab, nahm sie leidenschaftlich in seine Arme und küßte sie viele Male auf das weinende Antlitz und die zuckenden Lippen, die seinen Namen stammelten, dann riß er sich von ihr los, lief zur Tür, die immer noch offen stand, sah ein letztes Mal zu dem Mädchen hinüber und stürmte über den Hof und durch den langen Gang an der Schreibstube vorüber. Er glaubte noch zu hören, wie der Onkel, dessen selbstzufriedenes Gesicht er durch die halboffene Tür nur einen winzigen Augenblick gesehen hatte, erstaunt seinen Namen rief, aber er lief

weiter, auf die sonnenhelle, geschäftige Gasse hinaus und seinem Gasthof zu.

* * *

Der Sonnenwirt saß im kühlen Hausgang an einem appetitlich gedeckten Tisch, die Küchenmagd Geadele hatte eben ein Gericht Rehragout aufgetragen, und der Wirt stocherte unentschlossen mit seiner Gabel in der Schüssel herum, als Tino zur Tür hereinstürmte und mit brennenden Wangen ankündigte, daß er noch heute abreisen wolle und einen guten Wagen mit frischen Pferden brauche, der von zwei Uhr ab zu seiner Verfügung stehen müsse.

„Jetzt ess' ich," brummte der Wirt. „Kann man denn nie kein' Ruh haben? Es wird wohl nicht brennen ... verdammte Metten!"

Er setzte noch allerhand hinzu, was nicht gerade höflich klang, aber Tino war schon auf der Treppe, die er mit langen Sätzen nahm, und in seinem Zimmer.

Dort warf er sich in einen der Lehnstühle, die hochlehnig und feierlich um den Tisch standen, schloß die Augen und barg das Gesicht in den zitternden Händen ... Vor einem Tage war er erst nach Bozen gekommen, aber was hatte er in der kurzen Zeit alles erlebt! ... Ja, die dummen Jugendjahre waren vorüber, nun galt es zu handeln ... er sah sich neben Barbara Isabella im Eilwagen sitzen, die Berge flogen, er hielt des Mädchens Hand ... sie sah ihn mit den reinen Augen an und lächelte ... ach, wie wollte er stolz sein, wenn er die Geliebte der Mutter

zuführte ... und er sah sich, Barbara Isabella an der Hand haltend, vor die Eltern treten, er sah das erstaunte Gesicht der Mutter, das behagliche Schmunzeln des Vaters, dann umarmten sich alle, und das Mädchen saß auf dem Sofa mit den Löwenpranken, Wein und Konfekt war auf dem Tisch ... Die Mutter neben ihr, und er, Tino, haschte von Zeit zu Zeit verstohlen nach der Geliebten Hand ...

Ja, er wollte noch einmal an den Onkel Remisch schreiben, wollte ihn beschwören bei allem, was ihm teuer sei, glühend wollte er schreiben und mit solcher Entschiedenheit, daß der Onkel sehen mußte, er gab seine Tochter keinem Unwürdigen. — Aber er schrieb nicht, sondern saß und saß und starrte durchs offene Fenster: schweres Gewölk stand im Süden, an den Rändern von der Sonne, die langsam dahinter versank, golden gesäumt ... es würde wohl ein Gewitter kommen ... ach, es war Tino so bang zumut wie noch nie in seinem Leben; ... Jakob und Rahel, Jakob und Rahel, schoß es ihm durch den Kopf ... Jakob sah Rahel und küßte sie, küßte sie ... und diente sieben Jahre.

Ja, wenn es damit getan wäre, zu dienen! Aber das war's ja nicht, hier galt es mehr als Dienst. Hier galt es gegen ein starres Nein anzukämpfen, hier galt's zu zeigen, daß man kein dummer Knabe mehr war, sondern ein Mann. Und hatte sein Flehen den harten Oheim nicht erweichen können, so mußte er mit Gewalt nehmen, was sein war.

Tränen traten ihm in die Augen. Gewalt? Gewalt gegen Barbara Isabella?

Er schüttelte stumm den Kopf. Was war er doch für ein ohnmächtiger Tor! Ach, wenn Barbara Isabella ihm mit flehendem Blick in die Augen sah, war all seine Entschlossenheit dahin ... nein, man konnte nichts tun, gar nichts ...

Er stand auf, ging ein paarmal in der Stube auf und nieder, überlegte ... dann holte er das Schreibzeug aus dem Koffer ... in der Margrethenburg warteten sie vielleicht auf ihn, haha, zur Verlobung mit Ytta. Das arme Kind!

Und schnell begann er zu schreiben: Der Onkel wolle so gnädig sein, zu entschuldigen, daß er heute im Gasthof bliebe, er wolle mit der Post, die am Abend nach Italien ginge, einen ausführlichen Brief an die Eltern und verschiedene geschäftliche Mitteilungen absenden. Handkuß an die gnädige Frau Tante und die Bäschen!

Er faltete das Briefchen, siegelte es und schellte dann an dem breiten, gestickten Glockenzug, der neben der Tür an der Wand herabhing.

Im nächsten Augenblick trat die Stubnerin herein, blond, rosig, mit einem kurzen und mit allerlei Falbeln und Bändern gezierten Rock, auf dem blonden hochfrisierten Kopf ein Häubchen, die Arme fast bis zu den Schultern bloß.

„Was wünscht der Herr?" sagte sie und lächelte.

Tino reichte ihr den Brief hin und sagte kurz, wohin er gesandt werden solle. Aber sie ging nicht, sondern blieb bescheiden am Tisch stehen und wartete.

Da sah er erstaunt auf. Sie hatte die Hände auf den Rücken gelegt, die grauen Augen kamen

seinem Blick nicht frech, aber vor Vergnügen funkelnd entgegen.

„Was soll's?" sagte er mürrisch, wurde aber, da er das hübsche Persönchen ansah, gegen seinen Willen freundlicher.

„Wenn der Herr ... sonst noch etwas brauchen? Sehen mich der Herr nur recht ordentlich an ..." Sie rückte ihm näher ... „So hübschen Männern kann ich nicht zürnen."

Sie lächelte fast schüchtern und rückte ihm ganz nahe, auf einmal stampfte sie zornig mit dem Fuß auf und hielt ihm den zum Kuß sich spitzenden Mund hin; aber immer noch rührte er sich nicht, starrte sie nur abweisend an; da warf sie ihm die Arme um den Hals und drückte sich kosend an ihn. Nun freilich begriff er; es wurde ihm siedend heiß, aber er schüttelte sie zornig von sich ab. „Scher sie sich zum Teufel!" Aber wenn er gemeint hatte, sie nun eingeschüchtert oder beleidigt zu haben, so konnte er nun sehen, daß sie nicht so schnell zu entmutigen war. Denn sie ließ wohl augenblicks von ihm ab, drohte ihm aber lachend mit der geballten Faust und schlüpfte flink wie eine Eidechse zur Tür hinaus; er hörte ihr munteres Singen draußen den Gang hinunter sich langsam entfernen, dann wurde es wieder still.

Aber Tino begann in einer seltsamen Verwirrung seine Sachen einzupacken, er hatte ja noch nicht viel aus seinen Koffern herausgezogen gehabt, aber alles war durcheinander geschüttelt, nun mußte er Stück für Stück auf dem Bett von neuem zusammenlegen und versorgen; das lenkte ihn von seinen trüben

Gedanken ab; draußen donnerte es, aber das Gewitter blieb irgendwo in der Ferne und sandte nur einen erfrischenden Wind, der in einzelnen Stößen von Süden her fegte, in die Baumkronen fuhr und gelbe Blätter raschelnd im Kreise umhertrieb.

* * *

Ytta und Barbara Isabella saßen in ihrem Stübchen eng aneinandergeschmiegt wie verflogene Tauben und sahen traurig vor sich hin.

„Nie, nie," sagte Ytta. „Er soll dein bleiben, ganz dein."

„Du Gute," flüsterte Barbara Isabella. „Aber ach, er ist mir für immer verloren, er bat mich, mit ihm zu fliehen — und ich habe ihn zum letztenmal gesehen."

„Vater wird nachgeben," sagte Ytta, aber da sie sah, wie die Schwester den Kopf schüttelte, verstummte sie und schlug, wohl wissend, daß der Vater niemals nachgab, selber ohne Hoffnung die Augen nieder. Auch ihre Seele war wund, sie hatte den Vetter lieb, aber sie war immer gewohnt gewesen, neben der Jüngeren unbeachtet zu bleiben, und sie liebte die Schwester. Ach, das Leben war so schwer und trübe.

„Er ist fort," sagte Barbara Isabella, „Vater hat einen Brief an ihn geschrieben."

„Woher weißt du das?"

„Ich hörte, wie er dem Hausdiener den Auftrag gab, und da — da schrieb ich selber."

„Du hast Tino geschrieben? Um Gott!"

Barbara Isabella nickte energisch.

„Ja, ich habe einen ganz kleinen Zettel in den Brief hineingeschoben. Ich hatte ihn einen Augenblick in der Hand, ich tat, als hätte mich der Vater beauftragt, noch einmal nachzusehen, ob die Aufschrift auch richtig sei."

„Das hast du gewagt?"

„Ja, Schwester."

Sie schwiegen wieder. Dann fragte Ytta beklommen: „Und — willst du mir's sagen . . . was schriebst du ihm?"

„Ein Lebewohl."

„Es wird alles noch gut werden. Er wird hier bleiben."

„So soll er versuchen, dich lieb zu gewinnen und dein Gatte werden." Sie lächelte durch Tränen die Schwester an, dann plötzlich warf sie sich mit dem Gesicht vornüber in deren Schoß und weinte leise mit zuckenden Schultern vor sich hin. Und Ytta umschlang sie fest mit beiden Armen, wiegte sie mütterlich hin und her und sah versonnen und müde in die Ferne.

Im Wohnzimmer der Eltern aber erklärte der Vater gerade seiner Gattin, wie er die Verlobungsfeier angeordnet wissen wolle. Die Einladungen sollten schon am nächsten Tage herumgeschickt, kein Mitglied des Merkantilmagistrats und des Gerichts dürfe vergessen werden.

Frau Remisch hörte still zu, die Hände im Schoß gefaltet. Zu allem, was ihr Mann sagte, nickte sie zustimmend mit dem Kopf.

Gewiß, alles sollte geschehen, wie er es wünschte. Es kam ihr ja ein bißchen schnell, und so ein halber Italiener — wie? Tino war ein Deutscher? Nun, sie wollte freilich nicht widersprechen, aber ... Gott, wenn nur alles gut ausging! Ytta war ja so sanft, die konnte schwere Tage nicht überstehen. Freilich, stattlich war der Neffe, man konnte sich mit ihm wohl sehen lassen, und die Geismayr und die Eckhofer würden Augen machen, von der neidischen Gstrey gar nicht zu reden ...

Ihr Mann schnitt ihr alles weitere — denn sie schickte sich an, einen längeren Sermon zu halten, sie kam ja so selten zum Reden — mit einem ungeduldigen „Gut! Gut!" ab. Das waren Weiberideen und überflüssiges Geschwätz! Man verheiratete Ytta mit Tino ja nicht deshalb, weil er ein stattlicher Bursche war; er war aus reichem Hause, dieser Borromäus in Livorno wog seine halbe Million leichtlich ... Aber der Junge hatte, bei Gott, einen etwas harten Kopf! Hatte allerhand Einreden gemacht ... „Kannst du verstehen, Frau? Er vermaß sich beinahe, sich zu weigern. Er liebt Barbara Isabella, sagt er. Aber ich habe mit meiner Meinung nicht hinter dem Berge gehalten. Nein, mit Barbara Isabella habe ich andere Pläne; daraus wird nichts, und ich denke, daß du mit mir einer Meinung bist."

Die Gattin sagte nichts, sondern sah aufmerksam auf ihre weißen Hände nieder.

Aber Herr Dietmar wartete gar nicht ab, ob sie etwas sagen würde, sondern ging mit dröhnenden Schritten im Zimmer auf und ab und sprach ungeduldig weiter.

Er hatte keine Söhne, wiewohl es seine Schuld nicht war; nun, da brauchte er einen Schwiegersohn ins Geschäft, und das mußte selbstverständlich bei der älteren Tochter bleiben. Für die jüngere hatte er schon jemanden im Auge; keinen Offizier — er sagte es mit nachdrücklicher Betonung, und die erfreute Bewegung seiner Frau, die schon einen Augenblick auf die Erfüllung ihres Lieblingswunsches gehofft hatte, erstarb in einem beschämten Blinzeln der schnell wieder gesenkten Augen — nein, keinen Offizier, er dachte an Herrn v. Mazzurana, der zwar ein Italiener, jawohl, aber — ein Beamter mit guten Aussichten war und noch Kreishauptmann werden würde, wenn nicht mehr ... nun, das war cura posterior, spätere Angelegenheit, er hatte dem Tino auf sein Schreiben bereits Botschaft gesandt; morgen trat er sein Amt in der Schreibstube an, die Nachricht nach Livorno konnte dann gleichfalls abgehen. Ytta war eine vernünftige, folgsame Tochter, und sie bekam ja auch keinen unebenen Mann, basta. Ja, für Schaumwein sollte gesorgt werden, im Flaschenkeller war ja wohl noch Vorrat ...

Er sah nach der Uhr. Was, schon zwölf? Nun, dann schnell das Essen! Er hatte Hunger ...

* * *

Tino hatte seine Sachen gepackt; nun saß er unentschlossen in seinem Zimmer, als es von neuem klopfte und die hübsche Stubnerin ihren Kopf zur Tür hereinsteckte.

„Ein Brieflein, gnädiger Herr!"

„Geb sie nur her!"

„Ich trau mich nicht weiter."

„Dummes Zeug!" sagte Tino und mußte wider Willen lachen, da er die Drolligkeit ihrer kokett gespielten Furcht sah. Sie reichte ihm mit spitzen Fingern das Briefchen hin, er griff danach, bekam den Brief und gleichzeitig einen scherzenden Schlag auf die Hand. Dann flog die Tür wieder zu, Tino riß den Brief auf — und sah des Onkels verschnörkelte Schrift.

„Mein lieber Neffe und bald Sohn!

Indem ich den Fleiß, der Dich an Deine Eltern und Geschäftsfreunde zu schreiben und die Postgelegenheit nicht zu versäumen antreibt, wohl anerkenne und gut heiße, scheint es mir hinwiederum an der Zeit zu sein, Dir auch den Fleiß gegen Deinen nunmehrigen Chef und Führer, als welchen Dein Vater mich bestellt hat, recht ans Herz zu legen. Ein Kaufmann soll keine Zeit verlieren, denn die Konkurrenten sind wachsam, und die neumodische Sitte, sich Vakanzen zu machen und Allotria zu treiben, statt in der Schreibstube auf dem Bock zu sitzen und mit dem Kontokorrent sich zu beschäftigen, soll bei mir keinen Verteidiger finden. Darum wirst Du verstehen, daß ich Dich morgen um sieben Uhr erwarte. Der Sieberer, den Du ja schon kennst, hat Auftrag, Dich in meine Geschäfte einzuführen, falls ich selber, von meiner Brunnenkur abgehalten, noch nicht zur Stelle sein sollte.

Eine Wohnung habe ich Dir schon im Hause des Weinhändlers Mutschlehner ausgemacht, zwei

Zimmer, nicht mehr und nicht weniger. Man soll anständig auftreten, aber nicht verschwenden. Ich hätte Dich gar zu gern in meinem Hause aufgenommen; aber es geht nicht wegen der Leute, da jedermann finden wird, daß der Bräutigam nicht unter einem Dache mit der Braut wohnen soll, solang der Pfarrer sie nicht kopuliert hat.

Am Sonntag soll Dein Verspruch mit Ytta geschehen. Die Einladungen gehen morgen hinaus. Die Tante erwartet bald Deinen kindlichen Handkuß.

Derweilen

Dein Onkel

Dietmar Remisch

in der Margrethenburg, 11. Sept. 1786."

Tino starrte müde vor sich hin; ein Zettel war, als er den Brief aufriß, daraus auf den Boden gefallen, jetzt endlich bückte er sich, hob ihn auf, drehte ihn hin und her, als sein Blick auf die Unterschrift fiel. Im Augenblick entfaltete er ihn nun völlig und las, von einem heftigen Herzklopfen befallen:

„Mein ewig Geliebter!

Gott segne Dich! Leb wohl! Leb wohl!

Meine Zähren fließen und werden sich nimmermehr erschöpfen. Leb wohl!

Gott mit Dir!

Barbara Isabella wird Tino ewig lieben.

11. Sept. 1786.

Tino und Barbara Isabella

Ewig getrennt!

Ewig eins!"

Die sechs letzten Zeilen waren dick unterstrichen und offenbar von Tränen halb verwischt.

* * *

Tino hatte die geladene Pistole und das Buch von den Leiden des jungen Werther in der Tasche, als er den Gasthof verließ. Die Sonne hatte sich wieder frei gemacht, und die Straßen brannten in weißer Glut. Was von Menschen unterwegs war, schlich sich seufzend im Schatten der Häuser dahin. Aber Tino wich der Sonne nicht aus; wer zum Sterben geht, wird doch ein wenig Sonnenhitze nicht scheuen.

Einem Bettler, der im Schutz einer Kirchenmauer saß, gab er ein großes Silberstück, und die „Vergelt's Gott, vergelt's Gott im Himmel" gingen ihm noch eine ganze Weile nach. Er beeilte sich nicht, er schritt bedächtig aus, er wollte zum Eisack hinunter in die Grutzengegend, dort in den Ufererlen wollte er das letztemal zum Himmel aufblicken, zum letztenmal der Geliebten gedenken und die Hand auf die furchtbare Wunde im Herzen drücken und sterben.

Sterben, ohne die Geliebte noch einmal zu sehen? Wie? Wenn er sich in die Margrethenburg schlich? Vielleicht konnte er in den Garten gelangen, ohne von der Schreibstube aus entdeckt zu werden? Dort konnte er sich in einem Gebüsch verstecken, und wenn Barbara Isabella weinend und in schwarze Gewänder gekleidet einsam durch die dämmerigen Lauben wandelte, hervortreten und auf die Knie sinken, um den Saum ihres Kleides zu küssen und ein letztes Mal Abschied zu nehmen.

Nein, nein ... er wollte stark sein und spurlos aus ihrem Leben schwinden; es war am besten, wenn er gleich tat, was er tun mußte ... ach, über die große Krankheit, die Leben heißt! Wie sagte Goethe: „Mußte denn das so sein, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elendes wurde?"

Ja, so mußte es sein, der Mensch war zur Trauer geboren. Wer klug ist, stirbt.

Er fragte einen Mann nach dem Weg zur Eisackbrücke; der sah ihn mißtrauisch an, beschrieb ihm dann aber umständlich, wie er gehen sollte: erst bei den Kapuzinern vorbei, dann über eine Wiese, dann kam er zum Schlagbaum und zur Brücke, wo der heilige Nepomuk stand.

Auf der Wiese breiteten viele Mägde Wäsche zum Bleichen aus. Sie hatten weiße Tücher zum Schutze gegen die Sonne über die Köpfe gebunden und lachten und sangen. Als Tino vorbeikam, kicherten sie und machten einander auf den schönen Fremden aufmerksam; er merkte es wohl, aber er schritt stolz weiter und wurde der Bitterkeit Herr, die in ihm aufsteigen wollte.

„Wollen Sie mir nicht helfen, Herr?" rief ihm eine nach, eine Braunhaarige mit erhitzten Backen und lustigen Augen, die die bloßen Arme in die Seiten gestemmt hatte und die volle Brust übermütig herausreckte.

Er tat, als hätte er nichts gehört, und entfernte sich schnell. Lachen tönte ihm nach, das wie das Klingen vieler Glocken war, großer und kleiner. Von

einem Schießstand, der irgendwo da unten in den Auen liegen mußte, kam der kurze, scharfe Schall von Schüssen; die Blechschnitzel allenthalben in den Weinpergeln, die als Vogelscheuchen aufgehängt waren, blitzten bald da, bald dort in der Sonne auf, die Berge lagen in blauem Dunst ...

Wehmütig ließ er die Augen schweifen. All die Pracht, die er sah, stürmte kosend auf ihn ein. Aber ach! Auch sie sollte seinen Entschluß nicht wanken machen. Was hatte er noch in dem Frieden dieser schimmernden Welt zu suchen! Sein Weg führte durch die schauerlichen Einöden des Tartarus in das ewige Schweigen!

Der Eisack strömte mit milchig trübem Schwall gegen die Brückenpfeiler, kleine Wirbel bildeten sich, die sich wieder ausebneten; es rauschte mit einem frohen Brausen gegen die steinigen Ufer. Weiter flußabwärts badeten mit Lachen und Lärmen Kinder in einer stillen Bucht, die eine Sandbank von der Strömung abgeschnitten hatte. Dann machte der Fluß einen Bogen gegen eine vorgelagerte, felsige Hügelkette hin, auf deren vorderster Klippe ein trümmerhaftes Schloß in der Sonne lag. In der Talebene tauchten weiße Häuser unter Baumgruppen auf, Pappeln standen schlank und hoch, der Hauch der Fruchtbarkeit breitete sich über alles Land zwischen den Bergen, Wolkenreiter auf weißen Wolkenpferden tummelten sich am Himmel ...

Tino sah einen Weg, der am Berghang langsam aufwärts führte bis zu einer gelben Kuppelkirche über roten Felsen. Dort oben wollte er

stehen, wie Mose auf dem Berge Nebo, und Abschied nehmen.

Es war heiß, die Eidechsen flohen vor seinem Fuß und verschwanden im raschelnden Laub der Sträucher. An den kleinen Kapellen am Weg, Stationen auf dem Passionswege des Herrn, ging er achtlos vorüber, er überholte ein paar alte Weiber, die betend an ihrem Rosenkranz fingerten. Da schritt er schneller aus, trat in die helle Kirche, kniete vor dem Altar hin, bekreuzigte sich und stand bald wieder draußen, bei drei Kruzifixen, die sich groß gegen den immer reiner werdenden Himmel hoben.

Das Kreuz, an dem der Heiland hing, war höher als die beiden anderen, der Herr drehte sein Antlitz halb gegen den bußfertigen Schächer, die Augen sahen in den Himmel, der verstockte Schächer aber hing verlassen, das Antlitz grimmig zur Erde gewandt, an seinen Kreuzarmen.

Da warf sich Tino auf den felsigen Boden hin; das war der Ort zum Sterben; er hörte in den Weinbergen unter sich das Zirpen der Grillen, ein paar bunte Schmetterlinge flatterten um rote Disteln, im Walde drüben in der Talbucht des Berges wurde Holz geschlagen, verwehte Rufe drangen herauf, der Fluß wand sich silbern durch Wiesen und Auen ...

Tino nahm die Pistole aus der Rocktasche und legte sie neben sich auf den Boden, dann griff er noch einmal nach dem Buch ... ihm war, als würde ihn das Sterben leichter ankommen, wenn er sich an der Schwermut dieser Seiten gesättigt hatte; im Stürmen herbstlich zerzauster Wälder dahinzugehen, war ja

viel leichter, als an so einem Gnadentage, wenn die Sonne auf ein in Schönheit strahlendes Land herabschaute und die Lust des Daseins sich an alle Sinne drängte ... ach, die armen ahnungslosen Eltern daheim, denen eines Tages das Schreiben mit den schwarzen Siegeln ins Haus gebracht werden würde, der Brief, den er an seinem Busen trug, und der bei einem Toten gefunden werden würde.

Seine Augen wurden feucht, da griff er schnell nach dem Buch und blätterte: „— es ist doch gewiß, daß in der Welt den Menschen nichts notwendig macht, als die Liebe," las er, und: „Es hat sich von meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes."

Er vertiefte sich immer mehr, er las mit heißen Wangen, manchmal stumm mit wenig bewegten Lippen, dann wieder laut und mit starker Stimme, als redete er zu den aufhorchenden Bergen und zu den drei Kreuzen hinauf, die groß und still gegen den abendlich verblassenden Himmel ragten.

„... ich habe deinen Vater in einem Zettelchen gebeten, meine Leiche zu schützen. Auf dem Kirchhof sind zwei Lindenbäume, hinten in der Ecke nach dem Felde zu; dort wünsche ich zu ruhen. Er kann, er wird das für seinen Freund tun. Bitte ihn auch. Ich will frommen Christen nicht zumuten, ihren Körper neben einen armen Unglücklichen zu legen. Ach, ich wollte, ihr begrübt mich am Wege oder im einsamen Tale, daß Priester und Levite vor dem bezeichnenden

Steine sich segnend vorübergingen und der Samariter eine Träne weinte . . ."

„In diesen Kleidern, Lotte, will ich begraben sein, du hast sie berührt, geheiligt; ich habe auch deinen Vater darum gebeten. Meine Seele schwebt über dem Sarge. Man soll meine Taschen nicht aussuchen. Diese blaßrote Schleife, die du am Busen hattest, als ich dich zum erstenmal unter deinen Kindern fand — O küsse sie tausendmal — — Ach, ich dachte nicht, daß mich der Weg hierher führen sollte! — — Sei ruhig, ich bitte dich, sei ruhig! — Sie sind geladen — Es schlägt zwölfe! — So sei es denn! Lotte! Lotte! Lebe wohl! Lebe wohl . . ."

Und dann: „Ein Nachbar sah den Blitz vom Pulver und hörte den Schuß fallen" — und jene letzten Worte: „Der Alte folgte der Leiche und die Söhne, Albert vermocht's nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet."

Tinos Händen entsank das Buch, er warf sich hintenüber, schlug die Hände vor das Gesicht und blieb still liegen. Ach, mußte es denn sein? Ja, es mußte sein, für ihn war kein Raum mehr auf der Welt, wenn Barbara Isabella nicht die Seine werden konnte. Ach, er dachte an ihren sanften Kuß, an das Erröten ihrer Wangen, an die lieben Hände, an das Blitzen der munteren Augen. Nacht, Nacht war überall, wohin er blickte, Werther hatte nicht schwerer gelitten als er jetzt litt, und Werther hatte die Kraft gehabt . . . ein Nachbar sah den Blitz von Pulver und hörte den Schuß fallen . . . hier würden nur die

Vögel in der Luft erschrecken, und die Eidechsen würden fliehen, und die Sonne sank still im Westen, und wohltätige Nacht würde den Sternenhimmel über ihn breiten ...

Er schloß die Augen. Ein wehmütiges Mitleid mit seinem eigenen Elend stieg in ihm auf, heimatlos irrte er im Unglück ... und war noch so jung ... warum hatte er Barbara Isabella sehen müssen ... er sah sich in diese Stadt einfahren, sah seinen Weg durch die Weingüter ... nun kam die letzte Nacht ... Nacht überall, wohin er blickte ...

Ein Gähnen wandelte ihn an, er war so müde, die ganze Nacht hatte er ja gelesen ... ach, dies wohltätige Ruhen, das sich über ihn breitete ... so würde er schlafen, in die Ewigkeit hinüberschlafen ... leise rauschten die Bäume aus dem Tal herauf ... ach, müde ...

Plötzlich fuhr er verwirrt empor, es hüstelte jemand hinter ihm, er sah sich um, erschrocken — ein alter Mann in grauem Tressenrock mit dunklen, listigen Augen saß nicht zwei Schritte von ihm entfernt auf einem Stein, deutete mit dem knochigen, etwas schmutzigen Finger auf die Pistole, die im Grase lag, und sagte bescheiden: „Mit Verlaub, hehe, aber muß das wohl sein?"

Tino fühlte, wie er rot wurde; er hatte, als er lag, nicht gehört, daß sich jemand genähert hatte.

„Wie kommen Sie her?" sagte er stotternd. Er erkannte den Alten; es war der seltsame Mensch, den er in der letzten Nacht auf der Talferbrücke gesehen hatte.

„Auf diesen zwei Beinen, Verehrtester, da Sie lagen und schliefen."

„Ich schlief nicht."

„Hm, etwas Weniges haben Sie geschnarcht. Nicht gleich, Sie lasen zuerst, dann fuhren Sie sich mit den Fingern in die Haare, daß der Puder stob, und dann dachten Sie wohl allerhand Betrübliches, denn Sie lachten bitterlich und stießen Achs und Ohs aus uud dann, hehe, wie schon bemerkt, bliesen Sie durch die Nase ... ei, sagte ich mir, ist das nicht mein verliebter Jüngling von neulich? Aber Sie hatten die Augen geschlossen. Nun freilich erkenne ich Sie wieder ... Mit Verlaub, Verehrtester ..." Während er noch sprach, faßte er vorsichtig nach der Pistole, hielt sie in die Luft und schoß sie ab, erst den einen, dann den andern Lauf. Dabei zwinkerte er ängstlich mit den Augen und sagte entschuldigend:

„Ich bin ein friedlicher Mann, Verehrtester, aber ich höre gern das Knallen von Schüssen, die Löcher iu den Himmel bohren."

Tino war so verdutzt, daß er sich nicht rührte. Aber eine brennende Scham stieg in ihm auf, daß er es nicht vermochte, dem listigen Blick des Alten stand zu halten. Er stotterte etwas Verwirrtes von Scheibenschießen und dergleichen; der seltsame Graurock fiel ihm erfreut in die Rede. Scheibenschießen, hehe, das war das Richtige. Dazu waren Pistolen gut, nur dazu. Man könnte vielleicht gleich einmal probieren, nach der kleinen Eiche da drüben, der junge Herr hatte gewiß noch Patronen mit? Nein? Nun das war ja sehr erfreulich ... hehe, er meinte

betrüblich, betrüblich, durchaus betrüblich ... nun, es wurde ja nun auch schon zu dunkel zum Schießen, die Sonne ging unter, und die lieben Sterne kamen leise ... ach Gott, man möge ihm diese gleichsam poetische Sprache verzeihen, der Wechsel der Tageszeiten klinge in seiner Seele fröhlich und mit Gesange wieder ... jeder hat seine Art, der eine rauft sich die Haare, und der andere lobt die große Natur mit Worten, die begeistert sein sollen, aber zu schwach sind zu sagen, was das Gemüte rauschend bewegt ... denn die Welt ist ja so schön, der Tag kommt mit roter Glorie über die Berge, die Wolken fliehen vor der großen Sonne, die kindische Völker als eine Gottheit angebetet haben, was ihm ja wohl freilich selber manchmal nicht gar so verwerflich scheine, hehe, wenn es erlaubt sei, es zu sagen: der Himmel ist wie eine kristallene Glocke, die zart ertönt, wenn die Flügel der Engel leise ihre Wölbung streifen, die Strahlen der Sonne aber sind niemals fehlende Pfeile, und alle Kreatur atmet und lebt mit himmelwärts gewandtem Blick ... o der ewigen Welten, die um den Mittelpunkt, Gott, in Stürmen kreisen, und Gott reckt seine Hand aus und streicht lind über jede tränenbetaute Wange als der gütige Vater, der alles weiß ... Ja, die Sonne wandelt dahin und erweckt die schauervollsten Gründe in den Eingeweiden der Berge zum Leben, die letzten Zirben auf den Graten recken das Haupt, die Adler wiegen sich auf den Sonnenpfeilen, die Bäche werfen Diamanten im Sprühen auf, jedes Gräslein erschauert in Liebe, und es kommt der Abend mit roten und gelben Flammen-

säulen über den Bergen, und es fliehen die Wolken, die Beelzebub, der schnöde Prosaiker, aus seinen Kesseln steigen ließ, die Sonne zu verhüllen, wie er auch die Gehirne gern umnebelt, daß sie nicht das Sonnenklare sehen ... und wenn die Sonne ging und die Berge starben, dann wächst die Nacht aus grauenvoller Tiefe empor; aber von ihres Hauptes schimmerndem Sternendiadem träufelt der Frieden auf die dunkle Erde, die Berge rufen einander zu, der Widerhall fliegt süß durch die Welt, der gütige Mund Gottes lächelt ... Der junge Freund möge wohl bemerken, daß er schon einmal so oder ähnlich zu ihm gesprochen habe, und möge es entschuldigen ... ach, er, der hier so zu stammeln sich nicht entblöde, er, der bescheidene Wundarzt Anton Hirschbichler, mit Verlaub — der Name täte ja nichts zur Sache, aber nun sei er einmal genannt —, er gehe, wenn seine Zeit es ihm erlaube, dahin und dorthin, und unter Kreuzen sitze er besonders gern, den an den Kreuzen treibt der Teufel von altersher sein Spiel, weil die Menschen an Stätten, die sie für heilig ansehen, sich geborgen glauben und der Wachsamkeit vergessen ... nun, Schlafen ist ja auch recht gut, und wer da einschläft, freut sich wieder übers Erwachen ... aber seltsam ist es doch, daß die Menschen schlafen wollen, da sie doch mit dem Schlafen so viel Schönes versäumen, Sternschnuppen und den hellen Schimmer hinter der untergegangenen Sonne her in den Sommernächten und das Sausen im Walde, wenn das Sternenlicht herniederblinzelt und der Wind durch die Wipfel geht, und den rätselhaften Ruf, der

nächtens von irgendwoher an das Ohr des Wachen dringt, und vor allem die ewige, stete Seligkeit, daß man sich leben fühlt, daß man lebt und atmet und die Welt in jedem Augenblick von neuem schafft, jeden Augenblick schöner schafft als sie war, und vollkommener und gewaltiger ... Ach, Leiden gab es wohl auch ... aber Leiden verfliegen wie Sommerregen, die Sonne bricht wieder durch Wolken, und auf schäumenden Rossen jagen wir Götter über den strahlend gerundeten Regenbogen hin nach Walhall...

Tino hatte schon lange den Kopf auf die Brust sinken lassen, er kam sich so klein und lächerlich vor, jedes Wort des seltsamen Mannes da im grauen Rock war ein Peitschenhieb; er war ihm unsäglich dankbar und schämte sich, er hätte ihm die Hände küssen mögen, er atmete schnell, sog die kühlere Luft des Abends durstig ein; da schwieg der Fremde plötzlich, stand auf, ging an das mittlere Kruzifix heran und fuhr zartstreichelnd mit beiden Händen über den Holzstamm.

Tino steckte die Pistole in seine Tasche und raffte sich etwas verwirrt gleichfalls auf, als er sah, wie der Alte sich nach dem Buche bückte und es etwas verächtlich in den Händen wog.

„Bücher? Nein, für Bücher bin ich nicht ... ein gutes Buch, sagen Sie? Mag sein, mag sein ... hehe, ich bin ja nur ein einfacher Mensch mit Schrullen vorn und hinten ...“

Tino bückte sich plötzlich und begann mit den Händen die Erde an den Wurzeln eines kleinen Strauches hinter den Kreuzen auszuheben. Der Alte

schaute neugierig zu, dann begriff er auf einmal, lachte wohlgefällig und schickte sich an, immer eifrig schwatzend, dem jungen Mann zu helfen.

Ja, das war gut! Ein Grab machen, ein heilig Grab! Irgend etwas mußte heut noch begraben werden, und wenn's nur eine Pistole war ... so begrub man alle Torheit und alle Beelzebüberei und blieb selber stark und frisch und den Menschen eine Freude ... Hehe, ein gutes Loch war das ... ein tiefes Loch, das fand so leicht kein Neugieriger auf ... und der Strauch würde grünen und seine Blüten in heilloser Verschwendung darüber streuen.

Er sprang wie ein Gnom in der Runde herum, klopfte sich lachend auf die Knie, krallte die Finger in den steinigen Boden, scharrte mit den Füßen die Erdkrumen hinter sich wie eine Henne, und Tino legte Pistole nnd Buch in die Grube und schüttete sie mit Erde und Steinen wieder zu.

Dann atmete er erleichtert auf und bat den Alten um die Ehre, ihn nach der Stadt begleiten zu dürfen.

„Ich habe einen Wagen bestellt," sagte er, „ich will nach Norden fahren, über die Berge. Was mein Vater dazu sagen wird, wenn er's erfährt, weiß ich freilich nicht, aber ..."

Der Alte wehrte mit beiden Händen ab. „Keine Geheimnisse verraten, Verehrtester ... Geheimnisse belasten mich Armen zu sehr; denn Sie haben wohl gesehen, daß ich des Nachts gesprächig werde und zu den Wolken und Flüssen rede ... hehe, ich bin sowieso schon beschämt, daß ich Ihnen nachging, in aller Unschuld übrigens ... nein, keine Geheimnisse."

„Wir wollen noch eine Flasche Wein mitsammen trinken," sagte Tino.

„Warum nicht? Der Wein ist Gottesgabe."

„Ach! Ich möchte von Ihnen lernen."

„Von mir ist nichts zu lernen; ich kann nur schwatzen, und mit verliebten Leuten schwatze ich gern; ich bin ein einfacher Mann; in dieser kleinen Stadt gibt es keine Gelehrten, nur ruhige Bürger, die den Stockknopf an die Nase halten und große Augen machen. Kommen Sie, ich weiß einen Garten, wo man sitzen und trinken kann, und alle Sterne schauen wohlgefällig zu."

So gingen sie. Der Wundarzt schwatzte eifrig, Kluges und Törichtes durcheinander, aber auch das Törichte hatte einen besonderen Klang und eine tiefe, schöne Wärme; Tino hörte still zu, nicht heiter, und mit dem schweren Gefühl, daß diese Stunde ihm nicht leicht wurde, aber im innersten Grund seiner Seele war ein stammelnder Dank und eine ruhevolle Sehnsucht, die Bürgschaft eines ewigen hohen Gedenkens.

Von den Weinbergen kam ein süßer Duft, zarte Wolken standen still im Unendlichen, im Osten über dem schon von der Nacht verschlungenen Rosengarten leuchtete mit mildem Licht, wie der heiter lächelnde Mund einer Geliebten, der Abendstern.

* * *

Die Sonne stand schon ganz tief, denn nur mehr die höchsten Spitzen der Berge im Osten brannten noch rot, während aus den Tälern graue Schatten

stiegen. Die Tante Claudia hatte zu Ende erzählt und saß nun behaglich in ihren Sessel zurückgelehnt. Sie sah versonnen in die Ferne und lächelte still vor sich hin.

„Kanntest du Tino?" fragte ich. Sie schüttelte verneinend den Kopf. „Er ist nie mehr hierher gekommen. Man hat auch nur wenig mehr von ihm gehört. Er soll ein Jahr in München gelebt haben und über die Schweiz nach Italien zurückgekehrt sein. Seine Eltern waren schon längst wieder begütigt, er war ja das einzige Kind. Er lebte dann in Livorno und heiratete eine Italienerin; ich habe kein Bild von ihr, sie soll sehr schön gewesen sein. Seine Enkelkinder verstanden schon kaum mehr Deutsch. Aber er lebte in Frieden und Behagen. Ein guter Schlag Menschen war's, er sowohl wie Barbara Isabella. Als sie schon ganz alt war, konnte sie noch so herzlich lachen, daß sie alle, die es hörten, mit ihrem Lachen ansteckte.

Ja, sie war eine ausgeglichene Seele, trotz allem Kummer, der sie in ihrer Jugend einmal fast hatte überwältigen wollen. Ihr Mann, der Ritter Aristide v. Mazzurana, dessen Bild im Saal oben hängt, hat es bis zum Gubernialrat gebracht, er war kein großes Licht, aber doch ein guter Mann; Ytta ist deine Urgroßmutter; sie starb sehr jung im dritten Wochenbett, oben im grünen Alkovenzimmer, wo du auch geboren bist. Ihr Gatte war der angesehenste Kaufmann der Stadt, freilich kamen dann später die Napoleonischen Kriege, und das meiste von seinem Vermögen ist verloren gegangen. Aber die schönen, alten Sachen blieben beim Hause. —"

„Und was ist's mit dem Jakob-Relief?" sagte ich.

„Ich war dabei, als es ankam," erzählte die Tante. „Am siebzigsten Geburtstag der alten Frau Barbara Isabella v. Mazzurana. Sie war damals schon lange Witwe. Da kam eine große Kiste aus Livorno, und wir Kinder standen dabei herum, und Anton, der alte Hausknecht des Vaters, machte sie auf und packte aus all den Sägespänen und Wolldecken das Relief aus mit Jakab und Rahel. Aber was der Spruch bedeutete, sagte uns die Tante nicht, sie fuhr mit der Hand über den Stein, als ob sie ihn streicheln wollte, lächelte und ging danach lang, lang allein im Garten spazieren. Erst später einmal, kurz vor ihrem Tode, fing sie eines Abends davon zu reden an."

„Siehst du," sagte sie zu mir, „der Tino war meine erste Liebe, und dieser Spruch ist eine Erinnerung an den einzigen Brief, den ich in meinem Leben an ihn geschrieben habe. Ich weiß ihn noch heut auswendig:

„Gott mit dir!
Barbara Isabella wird Tino ewig lieben.
11. September 1786.
Tino und Barbara Isabella
Ewig getrennt!
Ewig eins!"

„Gott ja, wir waren noch so jung," sagte sie; „da meint man, das Leben ist aus, wenn nicht alles so geht, wie man sich's eingebildet hat. Und ich war wirklich recht unglücklich; wir beide waren unglücklich, Ytta auch... ewig eins, ewig getrennt—die Jugend liebt die

großen Worte, aber man bescheidet sich, und ich hab's ja auch nicht schlecht getroffen später, mein Mann hat mich Zeit seines Lebens ehrlich hoch gehalten, und ich war ihm eine gute Frau. Aber den Tino habe ich darum nicht vergessen. Man kann ja auch beieinander sein, und der eine ist hier und der andere dort. In Gedanken. Wenn man fröhlich ist und nicht verzagt. Das meinte er wohl auch, der Tino ..." Die alte Dame stand damals, als sie das sagte, aufmerksam vor dem Relief, auf dessen Rahmen sie die schmalen, weißen Hände gelegt hatte, und sann. Dann sagte sie noch: „Er hat es von einem guten Künstler machen lassen, das seh ich. Aber der Jakob hier hat keine Ähnlichkeit mit ihm. Der Tino war schlank und lachte. Hier der Jakob sieht mir fast zu ernsthaft aus. Nun, es ist eine lange Zeit seit dem Tage, wo er ging ... wer weiß, vielleicht ist auch der Tino ernsthaft geworden ... komm, Kind, wir wollen den Gärtner rufen, daß er das Bild aufhängt, hier an der Wand über dem Diwan; da kann man es gut sehen ... besonders des Abends, wenn die Sonne noch einmal durchs Fenster scheint."

Tante Claudia hing ihren Gedanken nach, und ich brachte es nicht übers Herz, sie zu stören. Aber nach einer Weile begann sie lebhaft:

„So, nun kennst du die ganze Geschichte von Tino und Barbara Isabella, und du kannst sie deinen Kindern weiter erzählen, dann reißt wenigstens die Tradition nicht ab, die wir in der Familie immer hochgehalten haben.

Und weh euch, wenn ihr es euch einfallen lassen

solltet, jemals etwas von all diesen Möbeln und Andenken hier im Badhaus wegzugeben! Verkaufen werdet ihr sie ja wohl nicht, aber wenn ihr auch nur ein Stück euren Kindern schenken wollt, dann überlegt erst einmal gründlich, ob der Empfänger ein Narr ist, der in einem alten Schnörkelstuhl nur ein wackliges Gerümpel sieht, oder ob er Gefühl für die Ehrwürdigkeit einer versunkenen Zeit besitzt. Mir selber ist es ja immer so ergangen, daß ich in allen diesen Stühlen hier freundliche Gestalten sitzen sehe, Frauen mit hochgetürmten Frisuren und roten Stöckelschuhen, und weißgepuderte Herren, die die etwas große Nase in die Schnupftabaksdose stecken ..."

Ich sah fast erschrocken durch das Fenster ins Badhaus hinein, aber kein Mensch saß in den alten Stühlen, und im Spiegel spiegelte sich keine weiße Frisur mit Zopf und Schleife, sondern nur die Glyzinienranken der Laube und ein Stück vom Garten mit Springbrunnen und Lorbeerbaum. Vom Bahnhof her kam zudem das Pfeifen der Züge. Nein, es war eine andere Zeit ...

Hirtenlied

Jetzt steht die Wand des Larmkogels grau im herbstlichen Brodem. Von den Schutthalden und den fahlen Hängen an ihrem Fuße steigen die Nebel auf und hängen wie schwere Fahnen ins Land; einsame Schluchten, von keines Menschen Auge mehr durchspäht, senden rieselndes Geröll zur Tiefe. Auf der Seeberalm ist alles still. Ihre Hütten ducken sich, zittern im Reif der Morgenfrühe. Aber wer das Ohr an die dunklen Holzwände legte, würde vielleicht noch das einsame, immer gleiche, todestraurige Rauschen hören, das in ihnen ist wie in jenen bunten Muscheln, die eine letzte Welle auf den Sand geworfen hat. Sie schlafen und warten auf die Auferstehung.

Auf Hochegg möchte ich sitzen, unter dem großen Kreuz, in den Wettermantel gehüllt, still und nachdenklich, ohne mich zu rühren. Zu der Wand möchte ich hinaufsehen, die aus brauenden Nebeln aufsteigt wie die ewig aufgerichtete Tafel des Gesetzes, hinabsehen würde ich auf die Seeberalm, und lächeln würde ich ob aller Menschenwünsche und Menschenleiden, die vor der Ruhe und Größe der Berge weniger sind als ein verwehtes Blatt vor der Wipfelfülle des Gartens Eden.

* * *

I

Ich sitze in der Gaststube und schreibe, trotz schlechter Tinte, trotz des Gelächters, das um mich ist.

Die Kathi sitzt an der Wand, grade unter der Guitarre, von der zwei gerissene Saiten herabhängen, hat die Hände neben sich auf der Bank aufgestützt, so daß ihre Linke die Rechte des langen Menschen umspannt, der neben ihr hockt und an seiner Pfeife zieht. Wie stolz die Kathi den Kopf auf schlankem Halse trägt! O, sie weiß, warum sie mit bloßem Halse geht. Und ihre Augen! Starrt sie? Nein, nein, das ist nur ein Glanz in den Pupillen, etwas Kühnes, Entschlossenes, Frohes.

Sie plaudern, erzählen sich kindische Geschichten, lachen, sie tun, als ob sie noch nie so Ergötzliches gehört hätten; nur bei der Kathi ist nichts Gespieltes, alles kommt bei ihr echt, als Ausdruck eines wirklichen Gefühls, naiv, einfach heraus — gut, ich passe nicht zu diesen Leuten; aber so will ich mich ihnen nicht aufdrängen, sondern warten, ob sie nicht von selber kommen. Sie behandeln mich noch mit einer seltsam scheuen Achtung, die vielleicht nur der Tatsache gilt, daß da oben der Verwundete liegt und ich ihn pflege, und daß er mein Freund ist.

Ob ich nicht vors Haus gehen soll? Es dämmert, und vielleicht ist das Tal jetzt vom Nebel frei geworden — vielleicht steht dann die Kathi auch auf und sagt zu mir: „Soll ich Ihnen nicht unsern Brunnen zeigen, oder die Kapelle? Sehen Sie da drüben, bei der großen Tanne? Oder die Tanne selbst, in

die der Schwager ein Bretterhäusl eingebaut hat, daß man oben sitzen und hinausschauen kann? Ich führe Sie hinauf. Es sind fünfzehn Stufen."

Nein, ich gehe jetzt nicht, ich warte bis morgen, bis es wieder ganz hell ist. Jetzt werde ich wohl zu Otto hinaufmüssen, der allein in der Kammer liegt. Ich war heut schon viele Stunden bei ihm, aber jetzt dämmert es, und er liegt allein und sieht vielleicht mit starren Augen in die Dunkelheit, die vom Tale aufsteigt und ihn mahnen will. Als er stürzte und fiel und die ausbrechenden Felsblöcke, schneller als er, um ihn zur Tiefe gingen, nahm er Abschied. Jetzt aber ist er vielleicht traurig, daß er sich wieder zurechtfinden muß und doch nicht ausschreiten kann, so wie er es früher gekonnt hat. Und er hört das helle Lachen der Gesunden, das von der Gaststube kommt, und ist allein in der Dämmerung...

* * *

Als ich bei ihm eintrat, lag er ganz still. Dann auf einmal fragte er: „Wie ist es draußen?"

„Es fängt an zu regnen."

„Stark?"

„Nein, es rieselt, als ob es nur fallender Nebel wäre."

Er drehte den Kopf zur Wand und schwieg.

Von unten kam lautes Reden und Lachen. Ich setzte mich auf den kleinen Holztisch, der am Fenster stand, und schaute in die Dämmerung hinaus. Das Grün der Wiesen hatte etwas Grelles, Feuchtes, wie die Lippen eines kranken Mädchens, die sich allein

noch etwas Farbe gewahrt haben, wenn das ganze übrige Gesicht schon von Verfall und Untergang gezeichnet ist. Ein großes Weib in plumpen, blauen Hosen trieb einige Kühe am Hause vorbei zu einer gemauerten weißen Sennhütte hin, die drüben nahe am Ausgang der Schlucht stand. In den großen Tannen war nicht die Spur einer Bewegung, alle Winde waren schlafen gegangen.

„Was treiben die da unten in der Gaststube?" fragte Otto plötzlich und drehte mir sein Gesicht zu, das kaum aus den weißen Binden hervorschauen konnte.

„Sie spielen Gesellschaftsspiele. Jeder hat einen Tiernamen, und die Kathi ist der Pfarrer. Und das geht so hin mit Rede und Gegenrede:

Dem Herrn Pfarrer haben sie's Kappl g'stohlen.
Das hat die Kuh getan.
Wer? I?
Ja du!
I nit!
Wer denn?
Die Goas . . .

und so geht's herum. Aber ich verstehe den Sinn des Ganzen nicht. Es werden Pfänder gegeben, wenn einer sich verspricht. Mir war's zu dumm, da ging ich."

„Wer ist die Kathi?"

„Die Kellnerin, die Schwester der Wirtin. Sie ist mit allen sehr vertraut. Weißt du, das ist eine von denen, die immer fröhlich sein müssen, die gar nicht anders können — ein schönes Mädchen übrigens; das heißt, schön ist sie ja vielleicht nicht, nur so —

man muß sie ansehn. Nein, gar nicht schön. Sie hat sogar Sommersprossen über der Nase."

„Ja, jetzt weiß ich. Da war ein Mädchen, das sehr weinte, als ihr mich brachtet."

„Ja, ich glaube, daß es eine gut Haut ist ... ich mag eigentlich diese Sorte gar nicht, die erst weint und dann gleich wieder lachen kann. Es ist so etwas — Rohes in diesen primitiven Seelen ..."

Schweigen! Der Larmkogel war jetzt bleiern grau, ohne Licht und Leben, wie ein erstarrter Toter. Vom Brantenloch herüber kamen Nebelschwaden, die aus der Tiefe um den Berg züngelten, in einer gewissen Höhe aber plötzlich spurlos vergingen, als wehte droben eine warme Luftströmung, die keinen Nebel duldete, und immer neue Massen stiegen auf und verflogen. In den dunklen Tannen des Berghangs hingen sie wie Spinnenweben. Leise rieselte der Brunnen. Der Kranke begann von seinem Testamente zu reden.

„Ich will Licht anzünden," gab ich zur Antwort. Es war freilich keine Antwort. Aber es war wohl besser, wenn es hell war im Zimmer. Dann hörte er vielleicht auf, von seinem Tode zu reden.

„Nein! Ich will kein Licht!"

„Gut, wie du willst. Soll ich nicht hinuntergehen und den Leuten unten sagen, sie möchten nicht so viel Lärm machen?"

„Laß sie nur, es stört mich nicht. Ich horche und rede mir ein, ich säße dabei und spielte mit ihnen Pfänderspiele ... Du wirst also mein Testamentsvollstrecker sein."

Ich antwortete wieder nicht. Er nahm mein Schweigen wohl auch als Zustimmung. Ich war ärgerlich. Was redet er da alles! Er stirbt ja nicht, so schlimm ist es gar nicht. Und wenn man stirbt, braucht man nicht davon zu reden. Wird er aber wieder gesund, so wird es ihm peinlich sein, sich später daran erinnern zu müssen, daß er sich schwach gezeigt hat.

„Geh nur!" sagte er auf einmal. „Ich werde versuchen zu schlafen."

Da ging ich. Ich saß bis tief in die Nacht hinein in der Gaststube, rauchte und sah die Kathi und die ganze lustige Gesellschaft an; sie redeten auch mit mir, und ich war stolz darauf, daß sie alle so freundlich waren.

Als ich schlafen ging, zündete die Kathi eine Kerze an und leuchtete mir über die Treppe hinauf in mein Zimmer. Da blieb sie erst noch eine Weile an der offenen Tür stehen. Die Kerzenflamme spiegelte sich in ihren Augen, daß sie wie schwarze Kugeln glänzten.

„Sie haben's recht wenig bequem bei uns!" sagte sie.

„O, mir genügt das schon."

„Wir machen halt so viel Lärm, das wird Ihnen nicht taugen. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Sie nickte mit dem Kopf, zögerte dann noch eine Weile und ging endlich.

* * *

Es sind recht angenehme, verträgliche Leute, die da unten. Man wird ganz warm, wenn man ruhig in der Ecke sitzt und ihren harmlosen Scherzen zuhört. Sie haben so etwas Selbstverständliches, wie die Kühe hier auf der Alm, sie bimmeln gleichsam mit ihren Glocken, werfen grasend den Kopf herum und liegen breit und zufrieden da und verdauen. Der kleine Dicke, den sie Maxl nennen, stammt aus Zeulenroda. Gut, auch Zeulenroda wird seine Vorzüge haben.

Der Lange, der der Kathi immer das Holz trägt, wenn sie Feuer machen will, heißt Fritz. Ich sehe nicht ein, warum ich nicht auch einmal Holz tragen sollte! Das schafft gesundes Blut, und ich bin viel zu untätig hier auf der Alm. Wir wollen einmal sehen, wer mehr Holz in einem Gang herbeischaffen kann, er oder ich.

Dann ist da noch einer. Der sitzt nur immer, zeigt seine weißen Zähne und raucht. Er gefällt mir wohl; ich werde ihn heut einmal anreden. „Haben Sie schon bemerkt," werde ich sagen, „haben Sie schon bemerkt, daß unser Wirt hier seine armseligen Hühner nie aus ihrer Steige herauslassen kann, der vielen Geier wegen, die in den Wänden des Larmkogels horsten?"

Das weiß er natürlich längst; denn er kommt seit drei Jahren jeden Sommer her, aber das macht nichts, und es ist doch möglich, daß sich eine Unterhaltung anspinnt, in der ich mich als wohlunterrichteter und angenehmer Plauderer ausweisen kann.

Dann ist da noch das junge Mädchen aus der

Stadt, das falsche Türkisohrringe trägt und immer so friert; es ist sicher bleichsüchtig und hat einen Kummer, denn es küßt die Kathi so oft, und ein junges Mädchen küßt ein anderes immer nur, wenn es eigentlich einen Mann meint.

Ja, das wäre unsere Gesellschaft, wenn ich noch von dem absehe, der gestern spät am Abend einrückte und das zweite Bett in meiner Kammer bekam. Ich stand in Unterhosen da, als er eintrat und sich mir vorstellte:

„Wagener ist mein Name."

Ich verbeugte mich, murmelte etwas und lächelte höflich. Ich weiß nicht, warum man immer lächelt, wenn man höflich sein will. Aber es ist nun einmal so. Und bezeigte er meinen Unterhosen so viel Achtung, daß er ihnen seinen Namen nannte, so erachtete ich es als angemessen, höflich zu lächeln. Er schnarcht übrigens sehr laut. Ich wurde ein paarmal wach in der Nacht und setzte mich auf, um zu horchen. Nebenan, jenseits der Bretterwand, hörte ich ein leises, sorgloses Atmen. Da schläft, glaube ich, die Kathi. Das ganze Haus hat Wände wie eine Zündholzschachtel. Und doch, man kann sich nicht denken, wie fürchterlich still alles ist, wenn man des Nachts aufrecht im Bett sitzt. Kein Laut außer den leisen oder lauteren Atemzügen der Schläfer. Wo wandeln ihre Geister? In welchen Regionen wartet ihr Wachbewußtsein auf den Augenblick, wo sie die Augen öffnen, und es sich ihrer wieder bemächtigen kann? Kein Laut! Draußen dehnt sich das stille Land. Der Larmkogel ist von der Dunkelheit

verschlungen. Die ganze Alm ertrinkt in diesem unsäglich feierlichen Schweigen. Und nur Herr Wagener, der sich mir vorstellte, da ich in den Unterhosen stand und mich zu waschen anschickte, Herr Wagener mit dem gelbblonden Schnurrbart und den kleinen, leeren Augen ist zu vernehmen. Er hat eine verstopfte Nase und atmet hörbar durch den Mund, damit gewissermaßen Besitz ergreifend von der Alm und ihrem nächtlichen Schweigen.

* * *

Beim Abendessen saß ich mit den anderen am Tisch. Ja, ich bin schon fast ein Alteingesessener. „Haben Sie schon bemerkt," sagte ich gelegentlich zu dem Schweigsamen, „daß der Wirt seine Hühner wegen der vielen Geier, die es hier gibt, eingesperrt halten muß?"

Er hielt mit Essen inne, sah mich verdutzt an, nickte eifrig und sagte: „Auf dem Elferkopf sind die meisten. Ich war heute oben."

Jetzt hätte ich wohl wieder etwas sprechen müssen, aber es war nicht nötig, denn nun erzählten die anderen so viel, daß ich meinen Griesschmarren verzehren konnte, ohne mich weiter anzustrengen. Überdies kam Kathi mit ihrem Teller herein und setzte sich neben mich. Als wir alle fertig waren und unsere Pfeifen stopften, legte sie ihre Hand vertraulich auf meine Schulter und lehnte sich leicht an mich, so daß ich die Wärme ihrer Brust durch meine Joppe hindurch fühlte.

Ich wagte nicht, mich zu bewegen, um der Be-

rührung nicht verlustig zu gehen. Ich weiß, daß ich gelächelt habe, wie um zu zeigen, daß ich gewohnt bin, von den Mädchen Huldigungen zu empfangen. Und die anderen schienen auch nicht überrascht zu sein, daß Kathi mich auszeichnete. Aber im Grunde meiner Seele zitterte ich vor Glück und Stolz. Wenn sie es nur nicht merken! Ich sah, daß ich der Kathi meinen Arm um den Leib legen mußte. Das durfte sie wohl von mir erwarten. Der Maxl hatte es auch schon einmal getan, wie etwas Selbstverständliches. Und so gewandt mit Mädchen umzugehen wie Maxl, bin ich schon lange. Das kann man mir getrost glauben. Ich tat es also, und die Kathi drückte sich behaglich in meine brüderliche Umarmung hinein, indem sie zugleich der Anna von irgendeinem Kirchgang erzählte. Ich sah von der Seite her ihr feines, energisches Gesicht. Nun, ich habe sie immer hochgehalten; jetzt aber weiß ich trotz der Unbekümmertheit, mit der sie sich in meinen Arm legte, daß sie ein reines Naturkind ist, und daß sie tun darf, wozu ihr Geist sie antreibt. Ja, sie legte auch ihren Mund an mein Ohr und flüsterte mir etwas zu, daß ihr warmer Hauch mich gleichsam kitzelte. Ich verstand nicht, was sie sagte, aber es war ihr auch wohl mehr um die Berührung zu tun, und das Flüstern war nur ein Symbol.

„Die Kathi hat ihren modernen Anfall," sagte Fritz und lachte.

„Was geht's euch an?" erwiderte sie und drängte sich dichter an mich, so daß ich die weiche Schlankheit ihres in kein Mieder gezwängten Körpers fühlte.

Ein prächtiges Mädel, dachte ich bei mir. Wie frei sie sich geben kann, ohne daß es schamlos erscheint. Nein, sie soll sich in mir nicht getäuscht haben. Ich will keine Verführerkünste spielen lassen, ich will nicht denken, ich sei in der Stadt, und ein Mädchen, das mir zeigt, daß ich ihr gefalle, sei gleich vogelfrei. Nein, die Kathi ist keine gefällige Schöne, sondern ein gutes, offenes Geschöpf, das trotz allem herzlichen Entgegenkommen geachtet sein will wie irgendeine Dame aus meiner eigenen Sphäre.

Und wie hübsch der Ausdruck war: Moderner Anfall! Der stammt gewiß von ihr selber. Sie hat einmal davon läuten hören, daß es etwas Modernes ist, sich so zu geben, wie man ist. Sie liebt mich, fühlt sich zu mir hingezogen, also verheimlicht sie es auch nicht.

Und mir ging das Herz auf, daß ich in dieser wunderschönen Berglandschaft ein paar Tage als freier Mann leben konnte, ohne jeden touristischen Ehrgeiz, als ein freier, stiller Mann, der vor dem Hause sitzt oder im Grase liegt, wie es ihm gefällt, der behaglich über die Wiesen schlendert, in die Almhütten hineinschaut, bald hier und bald dort, mit den Bauern plaudert, in der Küche nachsieht, was es zu essen gibt, Holz zum Heizen herbeischleppt und des Nachts, wenn die andern schlafen, sich in seinem Bett aufsetzen und in die unergründliche Stille hinaushorchen kann.

Es setzte sich auch der Wirt zu uns, ein noch junger Mann mit großem, blondem Schnurrbart und treuen, stillen Augen, der wenig spricht, aber jeden

gleich für sich einnimmt. Es ist etwas so Zuverlässiges in ihm. Wer sich ihm anvertraut — er ist nämlich Bergführer —, der ist wohl geborgen. Ich möchte wohl einmal auf steiler Felswand am Seile hangen, das der Michel hält. Und die Wirtin kam mit ihrem Kind, einem anderthalbjährigen, nackten Würmchen, das wohlgenährt und stillvergnügt auf dem Boden herumkroch.

Und wir redeten alle durcheinander, keiner hörte, was der andere sagte. Kathi immer noch an meiner Schulter! Sie starrte in das Licht der Petroleumlampe. Durch das unverhängte Fenster schaute riesengroß die Nacht herein. Es ging ein ferner Wind. Aber das Brausen der Tannenwipfel unter der Larmkogelwand erschreckte nicht; nein, es erhöhte noch das Gefühl der warmen Geborgenheit, das uns alle aneinander band, mehr als es eine Gemeinsamkeit der Sitten und Meinungen hätte tun können.

Ich ging vor das Haus. Ob Kathi mir wohl nachkommt? Ich hätte sie geküßt, mit einem warmen, wunschlosen Kuß. Aber sie kam nicht. Ich stand allein und sah in weitgespanntem Bogen die Sterne leuchten. Über der Sesselspitze stand der Komet, der in jenen Tagen zu sehen war. Es war gegen zwölf Uhr; ich merkte es an dem leisen Wehen, das von den östlichen Höhen herniederstrich. Ganz ferne im Tale standen ein paar Lichter. In den anderen Almhütten schlief alles schon. Nur oben in unserem Hause brannte ein Licht, in der Kammer des Kranken. Er schläft nicht, er hört unser Reden und Lachen.

Nein, nein, es ist auch Zeit für mich, schlafen zu gehen!

* * *

Heute regnet es nun schon den ganzen Tag, und ich sitze in Ottos Zimmer, schreibe und sehe ins Land hinaus. Vom Illertal kommen die Nebel herauf und schleifen ihre nassen Säume durch die Tannen.

Das Zimmerchen ist wahrhaftig nicht groß; das Bett, ein Tisch und ein Stuhl und ein Spiegel, so groß wie eine Handfläche, das ist alles. Der Eispickel, der sauber glänzend in der Ecke steht, schaut prahlerisch und aufdringlich herüber. Ich muß ihn immer wieder ansehen; denn er mahnt und verlacht uns, die wir untätig wie die Bruthennen sind. Otto freilich kann nicht; aber ich? Nun gut, ich kann's ja sagen: Ich will nicht. Ich stehe seit drei Tagen aufmerksam auf der Wacht. Ich erkenne jeden, der im Hause geht, am Tritt, und wenn unten die Kathi aus der Gaststube in die Küche läuft, höre ich zu schreiben auf.

Ich bin heute so recht vergnügt und erzähle dem Otto die Geschichten, die ich gestern in der Gaststube gehört habe. Er wundert sich, daß ich die Kathi so oft nenne.

„So, tu ich das?"

„Ja, sehr oft."

Da wurde ich rot, ich habe es deutlich gefühlt . . .

Ich stand an der Haustür und schaute in den Regen hinaus. Hinter mir hörte ich es gehen. Ich kannte den Schritt. Aber ich sah mich nicht um.

Es kam mir immer näher, ich fühlte ein seltsames Gefühl im Nacken aufsteigen, ein Brennen und Kitzeln, das mich erschaudern machte. Die Kinnbacken taten mir weh. Da legte sich mir ein Arm um die Schulter, und Kathi drückte sich liebkosend an mich. Ich wollte etwas sagen, ich weiß nicht mehr was, ein hilfloses Scherzwort . . . aber sie legte warnend den Finger auf den Mund: in der Küche nebenan hantierte die Schwester.

Ich legte ihr meine Hand um den bloßen Nacken. Mir war, als zitterte sie. Ihre Augen sahen mich fremd und verwundert an. Ich sah die Sommersprossen über ihrer Nase, die enge weiße Stirn, das Klopfen der Adern an ihrem schlanken Hals.

Ich küßte sie auf den Mund. Ich fühlte, wie sie sich zuerst wehrte, sie wollte ihr Gesicht wegdrehen, aber dann ermattete sie plötzlich und küßte mich wieder. Dann riß sie sich los und lief lärmend davon, mit einem lauten hysterischen Gelächter, wie um dem Argwohn der in der Küche arbeitenden Schwester zu begegnen . . .

Den Teufel auch, so ist es gewesen, so und nicht anders. Den ganzen Tag war ich sehr gut aufgelegt. Ich half dem Michel an der Wasserleitung etwas ausbessern, ich arbeitete mit Hacke und Schaufel im Regen draußen und im Nebel, der so dick war, daß man kaum mehr das nur zwanzig Meter entfernte Haus sehen konnte.

Da bekam ich Angst, es wäre ganz vom Erdboden verschwunden, mitsamt der Kathi, die ich liebte; ich ließ alles stehen und liegen, sprang den Hang

hinauf, bis ich es wieder im Nebel auftauchen sah, und kehrte ebenso schnell wieder zu Michel zurück.

Er sah mich verwundert an, getraute sich aber nicht zu fragen. Und ich lachte, lachte dumm vor mich hin. Da spuckte er sich in die Hände und griff von neuem nach seiner Hacke.

* * *

Ich gehe den Hang zu dem Hügel hinauf, auf dem das große Kreuz steht. Ich gehe wie einer, der trunken ist und alle Welt umarmen möchte. Alles, was ich sehe, berauscht mich. Ich fahre mit der Hand durch das noch regennasse Alpenrosengebüsch. Die Lerchen fliegen wieder, denn der Regen hat aufgehört; die Wolken haben sich gehoben. Noch sind sie da, aber sie ziehen hoch, hoch über allen Bergen dahin, und das Tal und die Dörfer in seinem Grunde und die blauen Kuppen und Spitzen des Alpenvorlandes, über die man in die ungeheure Ebene hinaussieht, liegen deutlich sich abzeichnend unter ihnen, daß das Ganze aussieht wie einer jener alten Merian'schen Kupferstiche, und ich suche nach den Genien, die auf den Wolken thronend ein Wappen halten müssen oder eine Spruchtafel.

Ich ziehe die erfrischte Luft in Mund und Nase ein. Heuschrecken springen, die kleinen blauen Falter haben sich wieder hervorgewagt. Ich springe den Hang hinan, als wäre es ebener Parkettfußboden. Ich fühle den Duft, den die Tannen herniedersenden, wie die Berührung einer zarten Hand, die sich mir mit pulsierenden Fingern lebenswarm auf den Mund

legt, damit ich sie küsse. Ein schwarzes Eichhörnchen flieht vor mir ins Gezweig. Ich stehe still. Da bleibt es auf einem Aste hocken, sieht mich an mit klugen Äuglein und zittert. Da lache ich, ich lache das Eichhörnchen aus, weil es Angst vor mir hat. Aber es versteht mich nicht, und statt auf mich herabzuspringen und sich von mir das weiche Pelzchen streicheln zu lassen — bei Gott, ich hätte es gestreichelt — nimmt es jählings Reißaus und verschwindet in irgendeinem Baum. Da werde ich stolz und werfe mich in die Brust: seht her, Gott Pan bin ich, ich gehe durch meinen Wald und lache alles Getier aus, das sich vor seinem Herrn und Meister fürchtet. Ei, wartet nur, ich will euch schon zahm machen, dich auch, mein Eichhörnchen mit den glänzenden Augen. Du sollst dich noch in meine Hand schmiegen, daß ich das Wogen deiner Brust fühle, deiner weichen Brüste, du ...

Hoiho, ich schreie was ich kann, und unten vom Hause her kommt melodische Antwort. Ich springe über weiße Steine und niedriges Gras. Der blaue Enzian hat alle seine Kelche gefüllt. Er ist regentrunken, er schwankt und winkt. Ich werfe mich zu Boden und schnuppere im Grase herum; es riecht nach köstlichen Dingen. Die Erde selber riecht auch. Hoiho, wie schön es ist, gesund zu sein und sich im nassen Grase wälzen zu können ...

Dann kam ich zum Kreuz. Ich sitze auf der Bank an seinem Fuß. Der Larmkogel hebt die letzten Wolken mit seinem schweren Nacken in die Höhe, dahinauf, wo der starke Wind geht, der sie zerzaust

und fortschafft. Er ist klug, der Larmkogel. Er gibt sie seinem Freund und Diener, dem Wind. Mag der mit ihnen fertig werden! Hoiho, er selber hat das Seinige getan.

Der Larmkogel hat viele Risse in seinem Leib, viele verjährte Narben. Er hat graue und gelbe Wände, er hat ein mächtiges Antlitz. Manchmal ist es jung wie das eines spielenden Kindes, manchmal wieder überzieht es sich mit Furchen und Schatten und wird wie das einer Mumie, die siebentausend Jahre schon ins Licht spärlicher Sterne starrt. Siebentausend Jahre starrst du, Arm und Bein sind dir gewickelt, mit Narde und Myrrhe bist du gefüllt, du sahst viel Leben und Sterben, aber du blinzelst nicht, und deine Augensterne sind eingesetzte Marmorkugeln. Hoiho, ich lache deiner.

Breit ist der Larmkogel, er setzt seinen Fuß in Täler hinab, so fern und tief, daß ich sie nicht sehen kann, wie hoch ich auch hier stehe.

Mit starken Armen hält er die Seeberalm hoch über das Tal hinaus, auf flacher Platte, eine Opferschale mit Schaubroten bedeckt, von einer starren Mumie den toten Göttern dargebracht.

Jubel, Jubel in mir! Bukolikon, Flötenton und Ton vielrohriger Hirtenschwegeln. Kommt und seht! Hier bin ich, ich will euch Antwort geben, wenn ihr nur fragen wollt. Dies ist meine Welt. Dies ist mein Hirtenkönigreich. Die schönste Fee wartet meiner im Walde, an einer Stelle mitten im tiefsten Dickicht, die nur sie kennt und ich. Sie liegt auf weichem Moose, sie hat ihre Schleier von sich getan.

Die Knospen ihrer Brüste glühen, es glüht ihr roter Mund. Hagia nenne ich dich, Heilige, Heilige!

Es ist still um mich her. Die Wolkendecke hat sich gehoben. Der Himmel darunter ist gelb wie reifes Kornfeld. Aber die fernen Berge sind von blauem Dunst verklärt, der Sonnwendstein lächelt, der Kranzkofel, der sich aus dem Walde hebt wie ein Greisenantlitz aus struppigem Barte, sieht über des Tales Breite zu ihm hinüber. Sie stehen Gewehr bei Fuß und wachen. Hinter ihnen aber beginnt das unentwirrbare Gewimmel der Zacken, die sich schieben und drängen. Durch jede Lücke schaut ein noch fernerer Berg, und hinter dem allerfernsten ist der Eingang zum Paradiese. Mein Königreich ist weit; Hagia, du weißt es, denn du bist es mit mir ausgeschritten; dich führte ich an der Hand, da ich meine Grenzen beging.

Bist du müde? fragte ich.

Ich bin nicht müde.

Aber du zitterst.

Das kommt, weil du meine Hand so drückst.

Soll ich sie loslassen?

Nein, ich zittere gern.

Da legte ich den Arm um deine Schulter, so daß meine Hand deine rechte Brust umfaßte, deine weiße Brust, und sagte: So wollen wir gehen. Unser Weg ist noch weit, denn mein Königreich ist groß, und wo es endet, da ist der Eingang zum Paradiese.

Ich sitze in meinen Mantel gehüllt und höre den Flügelschlag des kleinsten Käfers, der sich regt, und

das Sausen des Windes hoch oben auf den Graten des Berges und das Fallen eines trockenen Zweiges drüben in dem Ahorn, der gelb und rot im Rausch seiner Herbstblätter steht, als ob er Feuer gefangen hätte. Ich höre das zarte Geräusch sich aufrichtender Gräser und das Fallen der Regentropfen aus den Blumenkelchen, die ihren Reichtum nicht mehr bergen können. Ich höre dies alles, und doch ist es um mich so still, so furchtbar still, als hätte sich eine Kluft aufgetan und söge nun im schweigenden Wirbelsturm mich und die gestorbene Welt tief hinein in den Mittelpunkt der Erde.

Ich sitze, ohne mich zu regen, und glaube meiner Körperlichkeit ganz entladen zu sein. Ich bin kein Mensch, ich bin ein Auge, das aus sich selbst sieht, ein Ohr, das aus sich selbst hört, ich bin das fühlende und denkende Prinzip selber, ich bin mehr, ich bin Gott und sehe herab auf das, was ich geschaffen habe, und sehe, daß es gut ist, und lächle . . .

* * *

Ja, das waren die Tage, da ich ein reiner Mensch war und einherging, ohne zu streben, zu fürchten und zu hoffen. Wenn aber die Sonne sank und ich oben im Zimmer des Kranken saß und von nichtigen Dingen mit ihm sprach, ihn aufzuheitern und vom Grübeln abzuziehen, klopfte mein Herz und horchte auf den Schritt des Mädchens, das unten fröhlich aus- und einging, das ganze Haus mit seiner warmen Gegenwart erfüllend.

„Herr Wagener ist abgezogen," sagte ich. „Er

hat meine vollste Hochachtung mitgenommen und als Tausch ein Nachthemd vergessen."

Weiß Gott, Herr Wagener besaß ein Nachthemd.

„Was macht ihr eigentlich den ganzen Tag?"

„Wir rauchen."

Er schweigt. Dann auf einmal:

„Heut, als du fort warst, hat mich die Kathi besucht."

„So?"

„Sie hat von dir gesprochen."

„Haha."

„Sie hat gefragt, ob du verheiratet seist. Da habe ich ihr gesagt, daß du schon die zweite Frau und vier Kinder hättest. Da wurde sie ganz still."

Ich erwiderte nichts und sah zum Fenster hinaus. Die Sonne ging hinter dem Sonnwendjoch blutrot nieder. Am Larmkogel hingen dünne Nebelschleier.

Mir war unbehaglich zumute; das machte der Abend. Wenn die Sonne geht, wenn alle Farben verlöschen und die Schatten riesengroß geflogen kommen wie unersättliche Raubvögel, schlägt mein Herz langsamer und leiser.

Otto drehte sich nach der Wand. Da ging ich aus der Tür.

Im Gastzimmer saßen ein paar Führer, die noch ins Tal hinunter wollten.

Einer war darunter mit blitzenden Augen, flottem Schnurrbärtchen und weißen, gleichmäßigen Zähnen. Die Kathi saß neben ihm, hatte die bloßen Unter-

arme auf den Tisch gestemmt und sah ihn immerfort an. Nun gut, ein Jugendfreund von ihr oder so etwas. Er kam gerade vom Militär und erzählte und lachte.

Ich setzte mich an den warmen Ofen und nickte der Kathi zu. Sie sah mich nur kurz an, rief mich grüßend gleichsam bei meinem Namen und wandte sich wieder dem Führer zu. Ich ging nicht von meinem Platz, erregte aber kein Aufsehen, durchaus nicht. Man schien meine Anwesenheit nicht zu bemerken, man schien schon einmal wichtigere Gäste gesehen zu haben. Herr Bichlberger, der junge Mann, der niemals sprach, saß auch in der Gaststube und rauchte die hundertste Zigarette. Ich machte zu Herrn Bichlberger die interessante Bemerkung, daß die Sonne untergehe und daß am Larmkogel dünner Nebel hinge. Herr Bichlberger nahm die Zigarette aus dem Mund und lächelte verlegen. Herr Bichlberger ist immer verlegen, wenn ich mich mit ein paar Worten an ihn wende.

Die Führer machten sehr viel Lärm, und Kathi lachte mit ihnen, trank auch aus dem Glase des Jugendfreundes. Ich war nicht eifersüchtig; wie sollte ich auch! Und ich ging vor das Haus, nach dem Wetter zu sehen.

Die Sonne war schon gegangen. Es wurde kalt. In den Tannen war ein langgezogenes Sausen. Der Rauch aus den Sennhütten stieg kerzengrade in den blaßgrünen Himmel auf. Die Enziankelche hatten sich zugetan. Ich knöpfte mir die Joppe zu; da stand plötzlich Kathi neben mir und legte für

einen Augenblick, einen kurzen Augenblick, ihren Kopf an meine Schulter.

Aus der Küche rief es: „Kathi! Kathi!“ Sie antwortete nicht, drückte sich fest an mich — und lief dann plötzlich davon ...

Nach dem Abendbrot haben wir den Maxl rasiert. Ich schlug den Schaum, Herr Bichlberger hielt die Schale, Kathi zog das Messer ab, und Fritz rasierte. Ja, wir haben dabei viel gelacht; denn das Messer war stumpf, und Maxl mußte viel stöhnen. Aber dann haben wir ihn mit Glühwein versöhnt, und Kathi versprach ihm, ihm für seine Frau ein schönes Edelweiß mitzugeben.

„Aber ich bin ja gar nicht verheiratet,“ sagte er.

„Dann gebe ich's Herrn Keller für seine Frau.“

„So, und woher soll ich so schnell eine Frau nehmen?“ antwortete ich.

„Sie Plauscher, Sie! Erzählen Sie das einer andern.“

Sie nahm meine Hände und suchte nach meinem Ehering.

„Ring haben Sie keinen,“ sagte sie. „Aber da hat sicher einer gesessen.“

Ihre Hände waren warm und weich. Ich überließ ihr meine Finger gern und hielt die ihrigen noch fest, nachdem schon lange entschieden worden war, daß ich wahrscheinlich verheiratet sei, es aber schmählicherweise ableugne.

Es war warm und behaglich in der Stube. Wir saßen wieder alle um den großen Tisch, auch der Wirt und die Wirtin. Kathi war mir ganz

nahe gerückt und hielt unter dem Tisch meine Hand. Sie sprach nichts, schaute nur mit großen glänzenden Augen in die leise zuckende Flamme der Petroleumlampe. Draußen ging ein starker Wind und wühlte in den nahen Tannen. Es war ein Rauschen wie von Wildwassern, die in schmalen Klammen zu Tal gehen.

Der Michel beriet mit seiner Frau, wo sie heut nacht ihr Lager aufschlagen würden. Jede Nacht mußten sie sich wo anders betten, je nachdem grad ein Zimmer oder nur die Pritschenkammer frei war. Auch die Kathi schlief bald hier, bald dort. Die Kathi beklagte sich. Nicht wahr, das war ein Elend. Keine Heimat hatte sie, alles nahm man ihr fort, besonders der Fritz war so einer.

Die Seife nehme er ihr fort, das Mundwasser, und jetzt hätte er gewiß auch ihr Zahnbürstel.

Aber Fritz widersprach und zog triumphierend ein Zahnbürstel aus der hinteren Hosentasche hervor. Nein, das war nicht das ihrige, es war seins, er konnte es beschwören.

Da gab sie sich zufrieden. Es wurde spät, und ich stand auf, um schlafen zu gehen. Kathi zündete eine Kerze an, um mir zu leuchten. Wir stiegen schweigend die Treppe hinauf. Aber als wir in mein Zimmer traten, verlöschte der Luftzug die Kerze. Mein Bett stand offen. Kathi horchte erst einen Augenblick, dann fiel sie mir um den Hals.

Wir saßen auf dem Bettrand und hielten uns umschlungen. Kathis Augen, vom Mond beschienen, standen ganz nahe vor mir. Es war ein seltsames

Leben darin, etwas wie zeitloses Fragen, Antworten, inniges Geben; aber sie blickten mich an und rangen mit mir.

„Bleib, Kathi!" sagte ich.

Sie antwortete nicht, hielt ihren Mund auf den meinen gepreßt.

„Komm diese Nacht zu mir!" flüsterte ich.

Sie machte keine Bewegung, aber ich sah, daß sie nicht kommen würde, heute nicht und niemals.

Ich gab sie frei. Sie saß noch einen Augenblick, das Gesicht so abgewandt, daß ihr kühnes, reines Profil sich scharf vom Mondhimmel abhob; dann zog sie plötzlich meine Hand an ihren Mund, sprang auf und lief zur Tür hinaus.

* * *

Ich saß mit der Kathi vor dem Haus auf der Bank.

„Erzählen Sie mir etwas!" sagte sie und sah mich ernsthaft an.

Ich geriet in Verlegenheit. Was sollte ich ihr erzählen? War es nicht so, daß ich hier selber ein Schüler war, der nur aufzumerken hat, wenn erfahrene Leute reden? War ich nicht wie in einem fremden Land, dessen Sprache ich nur gebrochen spreche? Ach, ich war so froh, daß die Kultur hinter mir in bodenlose Tiefen versunken war, und nun ging ich vorsichtig tastend über die schmale Brücke ins Neuland hinüber und machte die Augen erstaunt auf, da ich so viele Dinge sah, die ich nicht einmal zu benennen wußte.

„Erzähl' du, Kathi," sagte ich, „ich weiß nichts."

„Ich bin dir zu fad?" sagte sie, indem sie mich zum erstenmal duzte.

„Nein, Kathi, nein."

Ich legte ihr meine Hand an die linke Wange. Sie rückte näher zu mir heran und hielt sich ganz still. Jeden Augenblick konnte einer der andern um das Haus gelaufen kommen; aber wir kümmerten uns nicht drum. Das war nun einmal so; das Geschick hatte es gefügt, daß ich einen stillen Hafen gefunden hatte, in dem ich mich aller meiner Ängste und Zweifel, alles Strebens und aller Überkultur entladen konnte. Was sollte es mich kümmern, wenn fremde Augen auf mein rastendes Schifflein fielen! Wie gut war es, dies Mädchen still umfaßt zu halten, wie gut, sich unter die Herrschaft dieser einfach-naiven Macht zu beugen, die mit dem verhaltenen Feuer ihres Wesens schnell den Sieg über ein arbeitsam und mühevoll aufgebautes Reich von Wissen, Meinungen, Streit und Wollen errungen hatte.

Meine Arme umfaßten den geschmeidigen Körper, dessen Wärme durch Mieder und Kleid hindurchbrannte, aber es war nichts Lüsternes in mir. Hier war das Reich seliger Götter, die in ewiger Schönheit und Jugend wandeln und, wenn sie lieben, sich heiß zueinander neigen, ohne daß die Schamröte ihre Wangen zu färben braucht.

„Ich will dir etwas erzählen," sagte ich. „Es war einmal ein Mann; der hieß Ki-ti-po, ein Chinese. Der hatte alle heiligen Bücher seines Landes studiert, er kannte siebzehntausend verschiedene Wortzeichen,

er deutete auf den Bildern der heimischen Gottheiten die schwierigsten Inschriften, er kannte alle Tempel und alle Sagen, die von den Altvordern überkommen waren, er wußte, wie der Mond ging und die Sonne, er saß des Nachts am Ufer eines breiten Stromes, und sah die Sterne sich heben und vermochte sie alle zu benennen, er warf Blätter und Zweige in das heilige Wasser und wußte, an welches Ufer die Strömung sie antreiben würde, er hatte alles gesehen und erfahren, was es unter den Menschen nur gab, ja, er wußte von vornherein, was die Menschen dachten, die ihm in den Weg traten. Und wie er nun so an Weisheit zugenommen hatte, daß es im weiten Reich der Sonne keinen mehr gab, der in irgendeinem Wissen oder in irgendeiner Kunst noch sein Lehrer hätte sein können, da verstummte er; denn was hätte es für einen Sinn gehabt, noch zu sprechen, da er mit Rede und Gegenrede doch keine innere Bereicherung hätte mehr gewinnen können! Und mit wem sollte er sprechen, da doch keiner fähig war, alles das, was er an göttlicher Fülle und Weisheit in seine Sätze hineinzulegen wußte, zu begreifen! Er verstummte, hörte auf zu lesen und schloß seine Augen, um in der Stille dieser selbst gewollten und gewaltsam herbeigezogenen Nacht über der eigenen Göttlichkeit zu träumen, wie die Steinbilder im Tempel zu Shi-nam-po, auf deren Antlitz ein zartes, wissendes Lächeln aus den Mundwinkeln aufblüht; denn er meinte, wenn er so säße und sich in sich vertiefte, müßte vielleicht doch noch ein neues Wissen aus der Ruhe seines Nachdenkens sich gebären, wie

der Strahl der Sonne, der an einem trüben Tage rotglänzend aus der Wolke aufblitzt, ein Wissen, so neu und gewaltig, wie es noch kein Mensch gehabt hat.

Und er saß und hörte nichts von dem, was um ihn her vorging, er hörte nicht das Weinen eines Weibes, das den sterbenden Mann bejammerte, nicht das Heulen eines Hundes, der unter den Schlägen eines Bootsmanns zusammenbrach, nicht das Heischen eines Bettlers, der nichts zu essen hatte, nicht den Jubelruf des Volkes, das ein neues Götterbild im Triumphe zum Tempel zog, nicht das Rauschen des Stromes und das Rauschen des Waldes, der sein Frühlingsgewand anlegte.

Er saß, und es ging eine Kälte von ihm aus, die in einem Umkreis von zwanzig Ellen alles Grün um ihn her winterlich bereifte. Aber sein Träumen vertiefte sich so, daß er sich in der Unendlichkeit völlig verlor, und du mußt wissen, das Größte, das unendlich Große, ist gleich dem unendlichen Nichts, also daß sein geschärftes Denken gleichsam in die unendliche Leere sah.

Da erkannte er, daß ihm noch eine Erfahrung fehlte, und er beschloß zu sterben. Und er reiste viele Tagereisen weit bis zu dem Tempel des Ahnenkönigs Pa-jo-tse, der auf einem hohen Berge steht und von stummen und tauben Priestern bewohnt wird. Denn dort war ein heiliger Felsen, von dem er in den Abgrund hinabzuspringen gedachte. Und er stieg den Felsen hinan und gelangte auf seine höchste Spitze. Und wie er nun an den Abgrund herantrat und sein

Gewand ein wenig hob, damit er freier springen könnte, hörte er ein leises, gurrendes Lachen, und er öffnete die Augen und sah sich um. Da sah er ein nacktes Mädchen, weiß und rötlich und lieblich anzusehen, auf dem Rücken liegen. Aber auf den Zehen des erhobenen linken Fußes ließ es eine blaue Porzellankugel tanzen, auf die Sonne, Mond und Sterne gemalt waren. Und Ki-ti-po überlegte, ob er derartiges schon einmal gesehen oder gelesen hätte; aber da er in seinem Geiste nichts fand, was einem solchen Abenteuer ähnlich wäre, wunderte er sich sehr und fragte das Mädchen:

‚Wie heißt du?‘

‚Ich heiße Jan-shi,‘ erwiderte sie und ließ froh lachend ihre Kugel tanzen.

‚Was tust du, Jan-shi? Ich sah solches Beginnen nie.‘

‚Nichts ... ich liege seit tausend Jahren und lebe.‘ ‚Und was willst du mit deiner Kugel?‘ ‚Nichts ... ich lebe.‘

Aber den weisen Ki-ti-po durchfuhr es wie ein Blitz. Sieh, er kannte alles, was es auf der Welt geben mochte, außer den Tod, er kannte selbst die Unendlichkeit, die wie die gähnende Leere des Weltraums sich aus dem tiefsten Nachdenken ergab, aber dieses eine hatte er noch nicht gewußt, daß es ein Leben gab, das keinem Zweck diente und kein Ziel hatte als sich selbst, ein Leben um des Lebens willen, eine blaue Kugel, die auf einer Fußspitze tanzt, das zierliche Spiel eines Knies und schmaler Zehen im Sonnenschein hoch oben auf steilem Felsen.

Und er warf sich zu Boden, berührte dreimal mit der Stirn die schüchternen Gräser, die da wuchsen, und die kleinen Blumen, die Tautropfen in den Kelchen trugen, und vergoß Tränen, zum erstenmal seit vielen, vielen Jahren, und sagte mit zitternder Stimme:

‚Sieh, ich wollte sterben, da ich noch nichts vom Leben wußte, nun aber will ich mit dir leben.‘

Aber als er wieder aufsah, da war Jan-shi verschwunden, und er stand allein auf dem hohen Berge und sah in das sonnige Land hinaus, das ihm gar sehr gefiel. Denn es war, als sähe er zum erstenmal die Hyazinthenfelder, die sich blau und weiß im Grunde des Tales breiteten, und den schnell ziehenden Strom und manchen bunten Tempel, der aus dem Grün der Bäume lugte. Und er wanderte frohgemut hinab, nahm sich ein Weib und lebte mit ihr und den Kindern, die sie ihm gebar, noch viele Jahre. Auf sein Haus aber ließ er schreiben: ‚Sin-gan pan-tung-ho‘ und das heißt: ‚Denke nicht! Lebe!‘“ ...

Ich schwieg und lächelte vor mich hin. Aber Kathi sah mich fragend von der Seite her an, streichelte meine Hand und sagte zögernd: „Ich weiß nie, was Sie wirklich meinen — oft mein ich, Sie machen sich lustig über mich, und manchmal möchte ich ordentlich weinen. Jetzt soll ich gewiß das nackte Frauensmensch sein, und Sie sind der dumme Chinese. Aber ich glaub's nicht, ich nicht ... beileibe nicht. Sie tun immer, als ob Sie wer weiß wie alt wären ... wie einem das Vergnügen machen

kann, versteh ich gar nicht. Ich, ich werde nie ganz alt werden, und wenn mir alle Zähne ausgefallen sind ..."

Sie sprang auf, zupfte mich ganz zart und wie liebkosend an meinem Bart und lief dann spornstreichs ins Haus. — — —

II

Es regnet, es regnet. Es kam von Westen, es breitete sich aus, verschlang die fernen Hörner, die über dunstigen Tälern bläulich schimmernd in den Himmel ragten, die Vögel flogen nahe am Boden hin, die Blumen hoben ihre Köpfe im feuchten Hauch, der dem Regen voraufging, über die Wand des Larmkogels legte sich ein zarter Schleier; dann wurde sie grau, undeutlich, das Rauschen des kleinen Bachs drüben unter den Tannen wurde seltsam hohl, die Kühe liefen unter den Bäumen zusammen; ich spürte den Regen lang schon, bevor er kam.

Und dann begann es zu tropfen, erst nur wenig — und jetzt strömt es draußen schon hernieder wie ein Wasserfall.

Der Kranke liegt ruhig in seinem Bett. Es geht ihm so gut, daß wir in ein paar Tagen zu Tal können. Mein Wächter- und Wärteramt ist eine Sinekure.

Ich sitze bei ihm und schreibe. Und lege die Feder weg und erzähle, was mir gerade in den Kopf kommt. Und ich frage ihn, frage nach seltsamen Dingen.

„Du," sage ich, „hast du nicht auch schon manchmal gedacht, daß es Torheit ist, wie wir leben?"

„Ich verstehe dich nicht."

„Nun, wir hausen in großen Städten; wir sehen das ganze Jahr nur ein kleines Stückchen Himmel. Wir tanzen und heiraten ein unmäßig geschnürtes Frauenzimmer, das noch nie gesehen hat, wie die Sonne aufgeht. Wir stehen in Gemäldesammlungen herum und sitzen im Theater. Wir reden immer von der Kultur und sind dabei so unkultiviert, daß wir uns auch nicht ein einziges Mal entsetzt haben über unseren Mangel an Zusammenhang mit der Natur."

„Ah, ich verstehe. Die Kathi steckt dir im Sinn."

Ich sah zum Fenster hinaus und sagte: „Ja, die Kathi steckt mir im Sinn. Ich komme mir ihr gegenüber vor wie ein Kind, das mit einem kostbaren Schmuck spielt, und der Schmuck wäre wohl eines Königs würdig. Ich habe Angst, Angst. Ich bin ein Schatten aus der Unterwelt, der heimlich zum Licht emporgestiegen ist und sich wie ein Lebender umtut, da er doch jeden Augenblick gewärtig sein muß, erkannt und wieder zurückgerufen zu werden. Ich bin auf Urlaub unter den Atmenden, und mein Urlaub ist bald abgelaufen, vielleicht schon in dieser Minute, und ich zittere; denn es ist so süß, zu leben. Ich benehme mich fast wie einer, der ein Recht hat, auf grüner Wiese zu liegen und in den Himmel zu schauen; aber ich verliere keinen Augenblick das Bewußtsein meiner unsicher-täppischen Unvertrautheit mit diesem warmen, jubelnden Leben. Ich weiß nicht,

vielleicht ist es Narrheit von mir, sie nicht an mich zu reißen; vielleicht wartet sie darauf und lacht mich aus, da ich kaum wage, sie zu küssen. Vielleicht kennt sie die Liebe . . . . . . so sprich doch!"

„Ich kann dir nichts sagen."

„Ja, ich weiß, es kann mir niemand antworten. Aber vielleicht könnte man lernen, barfuß über die Almen zu laufen und mit der hohlen Hand aus den Bächen zu trinken . . . . . . vielleicht könnte man — ach! Dieses Mädchen ist so froh, ist seiner selbst so sicher! Wie ein blutjunger Schüler steht man vor ihr — und wie ein Narr!"

Der Kranke sagte noch immer nichts, aber ich sah ihn in seinen Kissen lächeln. Da wurde es auch in meiner Seele heller. Keiner, der lebt, braucht sich aufzugeben. Warum sollte ich nicht glauben, da es doch so gut war, zu glauben und zu vertrauen? Und zu leben! Immer zu leben!

Draußen regnete es immer stärker. Vom Dach unserer Hütte schoß es in wahren Strömen herunter, man sah nicht bis zu den nächsten Tannen. Der Bach drüben rauschte schwer und so stark, daß man wähnen konnte, er fließe dicht hinter dem Haus vorbei. Irgendwo in der Nähe brüllte eine Kuh; ein Senner, der Kopf und Schultern mit einem groben Sack verhüllt hatte, lief mit einer Peitsche über die Wiese. Von der Küche her hörte man das Lachen der Kathi . . .

* * *

Es ist im ganzen Hause still. Alles schläft. Ich sitze bei der Kerze in meinem Zimmer und schreibe.

Am Nachmittag noch hat es zu regnen aufgehört, und die Sonne kam und trocknete den Boden. Es wurde wieder warm, und ich lag im Grase vor dem Hause. Da hörte ich einen Lärm und sah im Gastzimmer die Kathi mit dem Marl ringen. Sie lachten beide, aber es war kein freies Lachen. Marl war ihr wohl mit täppischer Zudringlichkeit zu nahe gekommen und gab seiner Gier jetzt den Anschein einer gutmütigen Spielerischkeit, wie sie jungen Hunden eigen ist. Kathi aber, die ihn durchschaut hatte, tat, als ob sie gleichfalls nur im Spiel sich seiner erwehrte. Aber es war Grimm dabei und echter Zorn, und daß sie lachte, geschah nur, um nicht zu zeigen, daß sie tiefer sähe. Sie wollte nicht, daß der Mensch sich etwa einbildete, es könne ihr jemand zu nahe treten. Sie wollte obenauf bleiben, sie wollte nicht wie ein Baum sein, der jedem Regen seine Blätter gierig hinhält, sondern wie ein Felsblock, von dem die Wasser abfließen. Und scheint die Sonne wieder, so glänzt er mit tausend funkelnden Kristallen und horcht unbewegt auf das Plätschern der Rinnsale, die ohnmächtig ihm zu Füßen versickern.

Es war eine Lust zu sehen, wie sie den feisten Gesellen in die Knie zwang. Dann kollerten beide durch die offene Tür auf die Wiese heraus. Ich lag, ohne mich zu rühren. Die beiden rangen immer noch lachend miteinander. Aber jetzt bekam Marl die Oberhand, und wie Kathi nun zu Boden sank,

schlugen ihre Röcke zurück und ich sah ihre braunen Strümpfe und ein Stück ihres weißen Knies. Da sprang ich auf und rief: „Kathi! Kathi!"

In meinem Ruf muß etwas Warnendes mitgeklungen haben. Denn im nächsten Augenblick entdeckte sie ihre Entblößung, fuhr wütend empor und stieß den noch einmal anstürmenden Marl endgültig zurück. Dann floh sie . . .

Der Marl erhob sich langsam vom Boden, stotterte ein paar Worte heraus, lachte verlegen und machte sich davon. Ich sah ihn später in seinen Mantel gehüllt langsam den kurzen Wiesenhang zum Kreuz hinansteigen. Dort stand er dann lang und sah ins Land hinaus. Immer steht jemand da oben, bald ein Senner, bald eine Sennerin. Und dann wieder taucht eine grasende Kuh auf der Höhe auf, steht scharf gegen den Himmel, und die Wolken dahinter jagen und stürzen sich in den Abgrund . . .

Mir aber klopfte das Herz so stark wie jetzt, da ich dieses niederschreibe. Und ich ging durch das ganze Haus, suchte überall die Kathi und hörte sie in ihrer Kammer weinen. Da klopfte ich an.

„Wer ist da?"

„Ich."

„Einen Augenblick . . ."

Dann war es eine Zeitlang ganz still. Dann ging der Riegel zurück, die Tür öffnete sich ein wenig, grad so weit, daß ich durch den Spalt in das Zimmerchen hineinsehen konnte. Kathi war dabei, sich zu kämmen. Das lange braune Haar hing ihr über Ge-

sicht und Schultern herab, um die sie, da sie bloß sein mochten, ein buntfarbiges Wolltuch geschlungen hatte. Sie sah mich angstvoll an.

„Kathi," sagte ich, „willst du mich einen Augenblick zu dir hereinlassen?"

Sie legte warnend die Hand auf den Mund. „Pst! Leise! . . . ich bin so erschrocken. Ich habe schon gemeint, daß es wieder der Mensch ist."

Dann trat sie von der Tür zurück, und ich schlüpfte in das Zimmerchen hinein.

„Sind Sie mir böse?" sagte sie, ohne mich anzusehen. Sie hatte das Antlitz zu Boden geneigt. Das lange Haar floß weich und an den Spitzen sich in feine Ringellocken auflösend um Wangen und Schultern. Ihre Arme hatte sie, halb vom Tuch verhüllt, über der Brust gekreuzt. So war sie ganz wie von einem keuschen Mantel umgeben.

„Sind Sie mir böse?" sagte sie noch einmal, da ich in ihren Anblick versunken schwieg. Aber in mir wallte es heiß auf: „Ich dir böse?" sagte ich, nahm ihren Kopf sachte in meine Hände, so daß sie mich notgedrungen ansehen mußte, und küßte sie fast ehrerbietig auf den Mund. Sie erwiderte den Druck meiner Lippen, ließ ihren Mund lang auf dem meinigen und sah mir dabei ernsthaft und kindlich vertrauend in die Augen.

Es war ein Liebeskuß, dessen Süße mir durch alle Glieder rann . . . wir standen still, ich hatte meine Hände um ihre Schläfen gelegt, unsere Augen sahen sich froh an, unsere Lippen lagen aufeinander, als wären sie miteinander verwachsen. — Dann

drängte sie mich sanft zur Tür, und ich ging, gehorsam wie ein Schüler.

Aber am Abend, da die Sonne untergehen wollte, saß ich auf der Bank vor dem Hause und sah zum Larmkogel hinauf. Es war kühl, und ich hatte mich in meinen Wettermantel gehüllt. Drüben hinter den einsamen Höhen des Niedereck dampften die Täler. Die Senner trieben die Kühe ein, ihre Rufe und Aufmunterungen klangen, als ob sie aus weiter Ferne kämen. Selbst der Bach murmelte nur leise zwischen wucherndem Lattich und langen wiegenden Gräsern. Quer durch die Wand des Larmkogels zog sich ein schmaler Nebelstreifen; über und unter ihm aber erglühte der Fels in einem satten Rot. Die Welt der Sehnsucht, der Gier und Not ist in ewige Fernen versunken; nichts bleibt als zeitloses Stammeln glücklicher Seelen, die über Wolken wandeln. Mag in den Tälern bleiben, wer nicht den Mut seiner Einsamkeit hat! Hier oben ist die Harmonie der Befreiten . . .

Und wie ich saß, kam Kathi herzu und setzte sich neben mich, auch sie in einen Mantel gehüllt. Dann kam auch Anna und ließ sich mir zur Linken nieder. Der Wirt kam und der schweigsame junge Mann, sie lehnten an der Tür und sahen gleich uns zum Larmkogel hinauf, der immer stärker glühte. Der Wandabschnitt unterhalb des wagrechten Nebelstreifens war wie eine feurige, aufgerichtete Ofenplatte, hinter der der himmlische Feuermeister die Gluten schürt. Ich hatte meine Arme links und rechts unter die der Mädchen geschoben; aber Kathi drückte mit ihrem

Arm meine Hand an ihren Busen, dessen sanfte Wärme auf mich eindrang. Keiner sprach ein Wort; es war unsäglich still. Die Mädchen zitterten, ich fühlte das Beben ihrer Arme. Ein Abglanz der Röte des Berges lag auf allen Gesichtern. Aber der Wald, der zuerst noch ein Stück weit die Hänge hinanklettert und dann in kleine Trupps aufgelöst nur hier und dort noch zum Angriff auf die Felsen vorgeht, bald zersplittert und bald abgeschlagen, der Wald, der an hellen Tagen wie ein grünes Feierkleid ist, der Wald stand jetzt traurig und dunkel und in stummer Ergebung wie eine Schar schwarzer Nonnen, die ein offenes Grab umdrängen ... In den Schluchten des Berges lauerten schwere Schatten, die nur darauf warteten, daß ihre ewige Feindin, die Sonne, ganz hinabgestiegen sein würde ...

Eine Hand tastete unter dem Mantel nach meiner. Ich umschloß Kathis Finger mit starkem Druck. Ihre Finger zitterten nicht mehr, lagen ganz stille ...

Ach, Hirtenland! Bukolische Wehmut! Antlitz der Ewigkeit! Unsere Blicke sind zu dir gewandt; wie könnte, wer dich gesehen hat, irgendeine Not fürchten!

Die Schatten reckten sich aus den Schluchten, stiegen aus dem Wald, dunkel wurde der Berg. Nur mehr ein zartes schämiges Leuchten zitterte in Wellen darüber hin, und auch das verschwand. Ich sah die Mädchen in die Kapelle treten und niederknien. Ich sah ihre Köpfe zu Boden geneigt, ich sah sie ihre Kreuze schlagen, ich saß immer noch auf meiner Bank vor dem Hause und wartete in der Stille des Abends. Seit ich hier bin, ist es den

ganzen Tag, als ob ich wartete. Ich warte auch jetzt, in der Stille der Nacht, da ich dieses schreibe. Im ganzen Hause rührt sich nichts. Von allen Seiten höre ich die Schläfer atmen, eine Uhr tickt, im Holze kracht es. Die Nacht ist dunkel. Meine Kerze flackert. Ja, so flackert auch das Flämmchen in mir, bald hierhin, bald dorthin geworfen, wie der Luftzug geht.

Ich sehe Kathis Augen still auf mich gerichtet; so starrte sie mich an, als wir alle nach dem Abendbrot um den Tisch herumsaßen. Maxl war verärgert und tat, als sehe er Kathi nicht. Aber da er anfing von gewissen braunen Strümpfen zu erzählen, die er heut nachmittag gesehen hätte, sagte Kathi gelassen: „Du gibst nicht Ruhe, bis ich dich einmal ordentlich verwalke," stand auf, ging um den Tisch zu mir herum, küßte mich auf die Stirn und setzte sich neben mich. „Da," sagte sie dann, „das dürft ihr meinetwegen alle sehen." Ihren Arm ließ sie um meinen Hals geschlungen; ich saß still und wußte zuerst nichts zu sagen.

Da faßte sie nach meiner Hand, drückte sie krampfhaft, als wolle sie für irgendetwas meine Verzeihung haben, und schüttete dann plötzlich dem boshaft herschauenden Maxl das ganze Pfefferbüchschen in seine brennende Pfeife. Nun ging der Lärm an wie gewöhnlich, alle schrien und lachten durcheinander, Kathi am allerlautesten. Ich selber saß stumm am Ofen, und mir war seltsam zumut. „So klopft das Schicksal an die Pforte," sagte irgend etwas in mir. Ich lehnte meinen Kopf an den Ofen und sah, wie in dem Wirrwarr der lachenden und hin- und hertorkelnden,

erhitzten Gesellschaft Kathis Antlitz lebendig und strahlend aufleuchtete. Ich schloß die Augen und versuchte mir einzubilden, sie läge jetzt still, mit nachgiebiger Weichheit in meinen Armen, und Stille wäre im ganzen Hause, und Nacht wäre es, dunkle Nacht...

Nein, sie kommt nicht, sie kommt nicht. Sie wacht in ihrer Kammer, sitzt vielleicht im Bett und horcht und lacht. Und vielleicht weint sie; ich weiß nicht, sie hat die Augen der Sphinx, die Rätsel aufgibt und tötet. Sie hat die Augen derer, die immer wandern und nicht wissen, warum sie taumeln. Ein Licht brennt in ihren Augen, das nichts von sich weiß. Sie ist wie Lilith, die über den Nebeln schwebt mit lang nachschleppendem Schleier, aus Nebeln und Dünsten gewoben.

Als sie mich heraufbegleitete wie immer, erlosch das Licht. Sie saß neben mir auf dem Bettrand, meine Arme umfaßten sie. „Bleib!" sagte ich. „Bleib, Kathi!" Mein Herz hämmerte. Ich hatte meinen Mund in ihre Haare gedrückt; und in mir sprach es: „Tu es nicht, bleib nicht, Kathi!"

Sie rührte sich nicht, sie horchte auf die leise warnende Stimme ihrer eigenen Seele. Ein Wollen zog sie zu mir, ein Wollen zog sie aus meinen Armen. Sie kämpfte, und in mir schrie es angstvoll: „Tu es nicht, tu es nicht!"

Da stieß sie mich plötzlich zurück und floh.

* * *

Ich saß im Dunkeln und wartete und frohlockte, daß sie so stark geblieben war. Und dann verließ

ich mein Zimmer, stieg leise die Treppe hinab und ging ins Freie.

Die Nacht war von einer bedrückenden Dunkelheit. Der Nebelstreifen, der bei Sonnenuntergang quer über den Larmkogel ging, mußte sich ausgedehnt und den Himmel verschlungen haben. Nur im Westen über dem Tal lag ein unsicherer Schimmer.

Ich sah nicht, wohin ich trat. Ich ging durch hohes, feuchtes Gras wie ein Blinder, der mit ausgebreiteten Armen durch seichtes Wasser schreitet. Manchmal trat ich auf einen verborgenen Stein, manchmal in einen kleinen Wassertümpel ... ich stieg einen Hang hinan, ich kam an eine verfallende Bank, in den nahen Bäumen rauschte es leise ...

Es war kein Wunsch in meiner Seele, der nicht still und zart ins Weben der Nacht geklungen hätte. Ich schritt frei hinan, ich fühlte den kühlen Hauch der Berge mich umspielen, ich war voll Dank und Sehnsucht. Bergnacht, Bergnacht, Harren der Gipfel, Harren der Wiesenhänge, freies Land, dem schweifenden Blick gebreitet wie ein brokatener Teppich auf erhobenen Armen! Hirtenlied, von einer Flöte gesungen, im Brand der untergehenden Sonne, weiche Nacht, von Berg zu Berg gesponnen, Höhenrausch, Sternennähe ... Dank euch, Dank!

Ich stand stille. Ich lachte, ich rief leise einen Namen, immer wieder denselben Namen. Dank dir, daß du nicht gekommen bist! Du sollst in deiner unberührten Jungfräulichkeit durch reines Land schreiten, und die Blumen der Alm werden sich vor dir neigen, und die Berge sehen still auf dich herab.

Unter den alten Tannen roch es nach herber Feuchtigkeit. So dicht breiteten sie ihre Zweige, daß kein Schimmer des nächtigen Himmels sie durchdrang. Nach Erdbeeren roch es, nach faulendem Holz. So, nun will ich wandern, wie ein Blinder, dessen Nacht starke frohe Bilder eines innerlichen Schauens erhellen. Die erloschenen Augen sind zu Boden gesenkt, aber um den Mund spielt ein stilles Lächeln . . .

* * *

Das ist unser letzter Tag auf der Seeberalm. Um acht Uhr sind die Leute gekommen, die den Kranken ins Spital hinunter tragen sollen. Nach dem Mittagessen wollen wir aufbrechen. Ich habe die Tragbahre mit Gurten versehen, durch die der Freund seine Arme stecken kann, damit er, wenn es stark abwärts geht, nicht auf seinem Lager rutsche. Wir haben Wein und ein gebratenes Huhn eingepackt. Der Tag ist schön und warm und so klar, daß sich fernste Fernen vor dem staunenden Blick erschließen, ein Spätsommertag von jenen, die vor dem Kommen des Herbstes noch einmal zeigen wollen, was die Sonne vermag, wenn sie den Staubgeborenen hold ist . . . Kathi weicht mir aus, ich höre sie durch das Haus gehen, sie hat versprochen, morgen nachzukommen. Der Sommer ist zu Ende, bald wird das Wirtshaus geschlossen und bedarf keiner Kellnerin mehr; der alte Vater hat schon nach der Tochter verlangt. Nein, im Winter ist es da unten nicht immer schön, der Vater hat seine Eigenheiten und ist

ein alter, verdrießlicher Mann, aber es kommt ja auch wieder ein Sommer, auf den man sich freuen kann . . .

Ich war beim Kreuz oben, ich ging an der Kapelle vorbei, von Sennhütte zu Sennhütte, die meisten waren schon geschlossen; bei der gemauerten, die abseits am Bach steht, waren die Fensterladen noch offen und aus der Luke neben der Haustür stieg der Rauch eines Holzfeuers. Da trat ich ein. Ein Bauernbursch saß am Herd und kochte ein Mehlmus. Es war ein blasser, schmächtiger Mensch mit weißen Lippen und tiefen Schatten unter den Augen, die mit einem herben Ernst auf die Pfanne gerichtet waren.

„Grüß Gott," sagte ich.

„Grüß Gott," erwiderte er und legte Holz nach, ohne zu mir aufzusehen.

Ich sagte auch nichts, lehnte mich an den Türpfosten und starrte ins Feuer.

Dann nach einer Weile: „Mus kochen?"

„Ja, Mus." Und dann lächelte er mit einem seltsam unbeholfenen Lächeln und sagte kurz: „Ich bin so viel krank gewesen, den ganzen Sommer. Aber jetzt geht es mir wieder gut."

„Wo hat's denn gefehlt?"

„Im Magen. Ein Geschwür, hat der Doktor gesagt. Ich kann jetzt schon wieder Brot essen. Nur arbeiten noch nicht. Ich werde aber ganz gesund, hat der Doktor gesagt, völlig wie ich gewesen bin."

Er lächelte, aber es war traurig, dies verfallene Gesicht zu sehen. Ob er in den Nächten auch so

lächelt, dachte ich bei mir, in den Nächten, wenn er wach auf seinem Strohsack liegt, und draußen jenseits der Mauern die Nacht auf ihn lauert?

„Ich bin hier in der Sommerfrische," sagte der Kranke. „Halt stad sein muß man, und alles langsam angehn lassen. Vor dem Haus sitzen tu ich und bis zum Kreuz komme ich auch, wenn es warm ist und ich mir Zeit lassen kann, weil kein Wind geht."

Eine Katze, die sich an der Wand herumgedrückt hatte, sprang ihm auf den Schoß. Er streichelte sie mit knochiger Hand. Die nackten Füße staken in ungefügen Holzschuhen.

„Wird es nicht langweilig, immer so herumsitzen, wenn man Arbeit gewohnt ist?" sagte ich.

„Nein, beileibe nicht. Ich hab zu tun gerade genug. Ganz schnell vergeht mir die Zeit. Jetzt, wenn ich gekocht und gegessen habe, sitz ich vorm Haus und schau, und dann schlaf ich und dann koch ich wieder. Und auf den Abend beten wir, und dann geht halt ein jed's auf seine Liegerstatt, und morgen ist wieder das gleiche, und in acht Tagen fahren wir ab mit dem Vieh, wenn ich's dermach. Herauf bin ich geritten, aber hinunterzu muß ich wohl gehen. No, die Mutter Gottes wird schon ein Einsehen haben ..."

Ich blieb noch eine Weile bei ihm, dann aber stieg ich über die Wiesen, auf denen schon die Herbstzeitlose stand, zum Niedereck hinauf, um Abschied zu nehmen. Da oben tat sich nach Westen zu eine neue Welt von Bergen und Tälern auf, im bläulichen Dunst verschwimmende Ketten traten hervor, die in

einen anderen Himmel, einen dunkleren, schwereren tauchten; eine Buche im Schmuck ihres rotgelben Laubes flammte lodernd empor, in der Tiefe verloren sich unendliche Almhänge, es ging hinab wie in die einsamste Wüstenei der Erde, über der kein Ruf, kein Glockenton liegt. Zu den Felsen aber reckten sich steile, erdfahle Matten hinan, vom Krummholz bedroht, von Lawinenrinnen zerfressen, und der Fels darüber war von einem kahlen, harten Grau, Steinplatte steil an Steinplatte gelegt, eine Bahn für klirrende Geröllstürze, vom Weststurm und vom Tauwind gelöst. Zu einem zersplitterten Grat türmten sich die Felsen auf, zu dem verfallenden Rückgrat eines ungeheuren, ausgestorbenen Tieres, das seine seltsam-traurigen Reste als einen morsch gewordenen Protest gegen den Untergang aller Dinge der bleichenden, dörrenden Sonne entgegenhält.'

Da saß ich auf einem Stein und wunderte mich, daß ich nicht traurig war.

* * *

Ich bin durch das Haus gegangen, ich habe in der Schenkstube Kathi allein getroffen. Sie saß auf der Bank, hatte die Hände müßig gefaltet und starrte vor sich hin. Da setzte ich mich zu ihr, legte meinen Kopf in ihren Schoß und schaute zu ihr auf; sie streichelte mein Haar und sagte kein Wort; aber ich hörte, wie schnell ihr Atem ging.

Ich war im ganzen Haus, ich habe jedem die Hand geschüttelt, ich habe von jedem Abschied genommen, ich suchte die Liesl, die für die Stuben zu

sorgen hatte, gab ihr zwei Kronen und sagte, daß ich sie küssen wollte. Da hielt sie mir schweigend ihre Wange hin. Sie hatte braune Augen und dunkel gewelltes Haar, und zwischen den roten Lippen leuchteten zwei Reihen blanker Zähne hervor. „Liesl," sagte ich, „wenn ich wiederkomme, will ich nur dich lieben."

„Kommen's nur wieder!" antwortete sie und lächelte traurig.

Da küßte ich sie noch einmal, legte meine Hand an ihre Wange und streichelte sie ganz sachte.

Ich habe auch mit Marl gesprochen. Er war ganz Entgegenkommen und Liebenswürdigkeit, er bot mir von seinem Tabak an, weil ich ihn in diesen Tagen einmal gelobt hatte, er beschwor mich, ich möchte ihm schreiben, wie wir den Kranken nach Hause gebracht hätten, er versicherte mich seiner Freundschaft, und ich gestand ihm, nie jemanden auf einer Reise so lieb gewonnen zu haben wie ihn.

Ich sprach mit dem jungen Mann, der nie den Mund auftat, er tat es auch jetzt nicht, er wurde nur rot, brummte etwas zwischen den Zähnen und lief davon.

Ich suchte den Fritz, aber es hieß, er sei mit Anna gegen den „Gottesacker" hinaufgestiegen, gegen das Kar nämlich, das dem Larmkogel vorgelagert ist, eine wüste, schnee- und geröllerfüllte Mulde, in der das Schweigen wie ein Drache auf der Lauer liegt.

Ich ging zum Brunnen hinüber und hielt meine Hände unter den schäumenden Strahl, daß das Wasser wie ein Sprühregen nach allen Seiten spritzte. Und

ich küßte meine Hände, die das Wasser befeuchtet hatte, ich schlürfte die Tropfen auf, berauschte mich, als hafte der Duft welkender Blumen an ihnen, ich legte meine Wange an das eiserne Brunnenrohr, um seine Kälte zu fühlen, ich trank auch direkt am Rohransatz, um ewige Sehnsucht nach den Wasserbächen der Seeberalm in mich hineinzutrinken.

Aber die Führer riefen nach mir. Es war Zeit. All unser Gepäck führte schon mit einem Maultier der Wirt voraus. Die Weiber standen an der Haustür, hatten die Schürze an einem Zipfel aufgenommen und lächelten verlegen. Nur Kathi sah ich nicht.

Da trugen zwei Leute den Kranken die Treppe herab, betteten ihn auf der Tragbahre, irgend jemand sagte „Zeit lassen! Zeit lassen!" und „Gute Reise!" Ein Schluchzen hörte ich, der Freund lag mit steinernunbewegtem Antlitz, jetzt hoben zwei Leute die Tragstangen hoch, noch einmal sah ich mich nach Kathi um, aber sie war verschwunden, ich setzte meinen Hut auf, winkte den Zurückbleibenden mit der Hand, ich sah den Larmkogel wie durch einen Schleier, Wald und Stein und Himmel verschwammen in eins, ein paar Senner liefen den Hang vom Kreuz herab, die Führer schritten schon im dumpfen Gleichklang über die kleine Bretterbrücke, ich drehte mich immer wieder um, alle Hausinsassen standen in einem hilflos-traurigen Häufchen vor der Tür beisammen, — und jetzt kam oben im Haus eine helle Gestalt auf den Söller heraus, ein ferner Ruf drang zu uns herab, ein weißes Tuch wurde geschwenkt; „Kathi," sagte der Verwundete. „Ja, Kathi!" sagte auch ich, und ich

blieb einen Augenblick stehen, um den Zug vorbeizulassen. Aber ich regte mich nicht, erwiderte den Abschiedsgruß vom Söller nicht, mit einem Blick suchte ich noch einmal das Bild von Haus und Berg und Alm in mich hineinzuschlürfen. Dann wandte auch ich mich zu Tal.

Jedes Lied hat ein Ende; jeder Hirtensang verhallt, wenn der Abend kommt, in einem leisen Wehen des Nachtwinds; die Sonne steigt hinter dunklem Wald, der wie ein schwarzer Sarg verloren auf der Höhe steht, in andere Welten hinab; jubelnder Flötenton und schmerzlich verklingender Trauersang — alles ist eins für den, der seinen Blick zu den Sternen richtet und den verwehten Schall ihres Ganges zu hören versteht. Hagia, Heilige, ich wandere aus, ich verlasse dein Reich, ich muß über das Meer, deine weißen Schleier winken, ich sehe nicht um, ich habe meinen Blick auf den Dunst der Ferne gerichtet, und ich verschließe mein Ohr dem Ruf deiner Stimme.

* * *

Der Freund ist im Krankenhaus untergebracht. Ich selber wohne im Hotel. Im Städtchen weiß man schon von uns, man sah, wie der Zug mit der Krankenbahre aus dem Wald hervortrat, man sah ihn nach dem Spital sich lenken, und die Nonnen vom Spital sehen unter ihren großen, weißen, mittelalterlichen Flügelhauben zwar den ewig mild lächelnden Heiligen verstaubter Barockbilder sehr ähnlich, aber das Schwatzen können sie nicht lassen. Im langen Korridor am Eingang steht immer eine von

ihnen mit ein paar alten Weibern herum; die Hände haben sie vor dem Bauch gefaltet, und es geht ein dumpf murmelndes, klapperndes Getuschel hin und her, in dem jede Neuigkeit des Städtchens, jedes Ereignis und jede arme Seele zerrieben wird wie Korn unterm Mühlstein. Sie sahen uns ankommen, um fünf Uhr des Nachmittags, und um sieben Uhr waren wir gebucht und registriert und in zwanzig Abschriften unter den wohlwollenden Freunden eines bemerkenswerten Ereignisses aufgeteilt.

Der Tag war strahlend schön. Wir gingen durch seine blühende Helle, und der Freund lachte heiter, da er gemächlich ausgestreckt, ohne auf den Weg achten zu müssen, wie ein König auf seinem Tragsessel zu Tale stieg. Auf dem Perchtenjoch hielten wir Rast. Ich ging zu einer nahen Sennhütte, um etwas Brot zu erhandeln. Ein halbwüchsiges Mädchen kam gerannt, als ich an die verschlossene Tür klopfte.

„Ist wieder einer abgestürzt?“ fragte die Dirne — „Ist er tot?“

„Nein, er lebt.“

Das schien ihr nicht zu gefallen. Sie sah so oft die Toten vorübertragen. Sie zählte sie und erfreute sich an dem stillen Grauen, das von den in Säcken genähten Leichen der Abgestürzten ausging. Sie nahm sie hin als natürliche Zugabe, als den notwendigen Tribut, den die Berge von der Torheit der Menschen verlangen, sie sah ausgleichende Gerechtigkeit darin: die Stadtleut haben's so gut und sind so reich; da sollen auch ein paar sich derfallen.

Ich saß auf dem Herdrand und sah ihr zu, wie

sie, gleichgültig geworden, da es sich nicht um einen Toten handelte, einen großen Wecken aus der Brotlade nahm, ihn an die zart sich wölbende Brust drückte und mit kräftiger Hand ein paar faustdicke Stücke abschnitt. Das blonde Haar fiel ihr in Löckchen über die Stirn, die Füße schauten nackt unter dem zerrissenen Rocksaum hervor. Sie war schlank und biegsam in den Hüften. In ihren Augen lag weder Furcht noch Sehnsucht noch irgendein schweifendes Verlangen. Ich stellte sie mir vor, wie sie auf einer Anhöhe der Almwiese bei ihren Kühen stand, die Hände hinter dem Kopf ineinander verschränkt, die kleine Brust herausgereckt, die nackten Füße im schwellenden Grase vergraben, und der frische Morgenwind zauste ihr am Haar und dem zu kurzen Rock. Wie ein Milchkalb stand sie und weitete witternd die Nüstern und lief neugierig hinzu, wo etwas Neues in ihren Gesichtskreis trat.

Aber sie hatte das Brot geschnitten, ich trank noch einen Schnaps, gab ihr ein Geldstück und ging. Hinter mir verschloß sie das Haus, sprang leichtfüßig über die Wiese und verschwand im Wald.

Unter den Leuten war ein junger Bursch, ein Ehrgeiziger, ein Unersättlicher, der öfter die Tragstangen in die Hand nahm als die anderen; er war sehr lang gewachsen und mußte sich leicht in den Knien bücken, damit die Bahre nicht zu sehr aus der Horizontalen geriet. Er keuchte, preßte die Lippen aufeinander und sah mit einem seltsam verlorenen, sorgenvollen Blick vor sich nieder. Ich nahm mir vor, ihm ein Extratrinkgeld zu geben; denn er trug die Bahre

wie die Stangen einer Kirchenfahne bei einer Prozession, mit einer heiß-wütigen Inbrunst, mit einer Hingabe, die keinen Lohn erwartet oder heischt als das Lob eines alten Bauernknechts etwa, der vor dem Armenhause in der Sonne kniet und sein letztes bißchen Leben mit der Betrachtung und Beurteilung heiliger Veranstaltungen würdig ausfüllt.

Jetzt ist der Freund in einem altmodischen Bett des Spitals, in einem schmalen langen Zimmer untergebracht, dessen Wände Heiligenbilder zieren. Am vergitterten Fenster steht ein gepolsterter, hochlehniger Stuhl, der oben an beiden Seiten, Scheuklappen gleich, zwei halbrunde Auswüchse trägt. Ich habe Obst und Zeitungen gekauft; in der Spitalskirche knien die Nonnen; es wird Abend. Morgen kommt Kathi.

* * *

Viehmarkt! Seit dem frühen Morgen ziehen die Bauern mit Kühen und Kälbern durch die Straßen. Schwerer Tritt des gemächlich hinschreitenden Viehs, die schweren Bäuche der Kühe schwanken, die Schellen, die sie um den Hals tragen, schlagen dumpfhallend an, dazwischen das Gebimmel des Kleinzeugs, das Brüllen eines geschlagenen Mastochsen, der rauhe Ruf eines Treibers, das Klatschen eines niedersausenden Stockes — ich hörte es im Halbschlaf schon, da ich noch mit geschlossenen Augen lag und mich wohlig dehnte. Heut kommt Kathi. Mit einem Ruck fuhr ich auf, ich saß im Bett, sah um mich, und mir wurde Angst. Ein grauer Tag; der Herstnebel lag im Tal . . .

Ich ging durch die Marktbuden; alte Kleinstadterinnerungen lebten auf, ich ging auf den Viehmarkt, stützte mich, wie ich es die Händler tun sah, mit den Armen auf eine der Barrieren und hörte den Leuten beim Feilschen zu. Ein Bauer trieb einen Ochsen vorbei; der dicke Metzger sah ihn geringschätzig an und tat ein Angebot. Aber der Besitzer des Prachtstücks spuckte aus und tat, als ob er es nicht gehört hätte. Da drehte sich der Metzger um und versenkte sich in den Anblick irgendeiner dürftigen Kuh, die ein altes Weiblein bescheiden sich verkriechend an einem Endchen Strick hielt. Dann auf einmal sah er wieder seitwärts und sagte über seine Schulter hin zu dem wieder näherkommenden Bauern: „Vierhundertzwanzig Kronen." Aber der schien schwerhörig und blind zu sein. Er starrte geradeaus durch den Metzger hindurch in eine sagenhafte, verschwommene Ferne.

„Vierhundertvierzig Kronen," sagte der Metzger und setzte einen Fluch hinzu.

Jetzt klopfte der Bauer seinem Ochsen zärtlich auf den Rücken und sagte, gewissermaßen zu dem Tier sprechend: „Fünfhundert Kronen, oder ich will gleich verrecken."

Es kam ein Zwischenhändler herbei, ein dürres Männchen, ein Italiener, in abgetragenem, viel zu weitem Samtanzug. Der zog den Metzger beiseite und flüsterte mit ihm. Aber die Unterredung schien zu keinem Ziel führen zu wollen, denn der Metzger schob das Männchen nach ein paar Worten unwirsch zur Seite, knöpfte seine Joppe auf, sah nach der

Uhr, schob den Hut in die schwitzende Stirn und drehte sich kurz entschlossen auf den Hacken um, um zu gehen. Ich verlor ihn aus den Augen, aber nach zehn Minuten sah ich ihn abermals sachverständig neben dem Ochsen stehen. Der Bauer stopfte, wie ein gänzlich Unbeteiligter, die Pfeife, und zwischen ihnen bewegte sich das Italienerchen geschäftig hin und her. Die feindlichen Mächte rückten sich näher. „Ihr laßt einem ja nicht einmal das Schwarze unterm Nagel," brummte der gekränkte Metzger. Aber der Bauer sagte: „Vierhundertachtzig Kronen, die Hälfte heut, und die Hälfte auf Allerheiligen."

„Du kannst mich gern haben," sagte der Metzger und lachte grimmigen Hohn. Da verlor der Bauer wieder Sprache und Sehvermögen und tat, als ob er nun gleich seinen Ochsen auf den Rücken aufladen und heimschaffen wollte. Ich weiß nicht, ob aus dem Handel etwas geworden ist. Aber als ich ging, sah ich den Italiener sehr geschäftig mit dem Metzger reden, und ich sah Geld in seiner Hand ...

Die ganze Stadt hallt vom Lärm des Viehmarktes wider. Die Nebel haben sich gehoben, der Himmel ist blau. Ich saß lang im Spital. Wir haben vieles zu ordnen. Denn morgen reise ich ab. Aber wenn es sieben Uhr ist, werde ich nach Oetting hinausgehen, nach dem kleinen Weiler, in dem die Kathi zu Haus ist. Ich habe es ihr versprochen, und Gott weiß, wie gern ich es halte. Ich weiß nicht, was ich mit ihr reden werde, vielleicht gar nichts; vielleicht sitze ich nur auf einer Bank neben ihr und schaue in die Vollmondnacht und höre auf

das tiefe Rauschen des Flusses, der drüben am Berghang entlang seine Wellen silbrig im Mondlicht aufwirft. — —

* * *

Noch einmal sitze ich im Spital; der Kranke liegt, den Kopf gegen die Wand gedreht, und atmet im Halbschlaf leise wie ein Kind. Auf der Straße vor dem Spital wird immer noch Vieh vorüber getrieben. Mit schwerem, polterndem Schritt kommt es an, dann taucht jenseits der vergitterten Fenster der breitgehörnte Kopf eines Zugochsen auf, dahinter noch einer und noch einer, eine ganze Herde, dazwischen ein wettergebräunter Bauernschädel auf einem bloßen faltigen Hals, ein paar breite Schultern, seltsam zwischen den weiß-braunen Viehrücken dahinschwimmend — dann wieder die Stille der sommerlich hellen Straße, in der Ferne das Pfeifen eines Schusterjungen, der Stiefel austrägt, das Weinen eines Kindes, die Glockensignale vom Bahnhof herüber . . . . . . ja, in zwei Stunden geht mein Zug, ich habe Abschied genommen, mir ist nicht schwer ums Herz, aber in mir ist etwas Eigensinniges gleichsam, das nicht zugeben will, daß ich reise, und etwas Frohes zugleich, das mir die Augen feucht machen möchte . . .

Gestern freilich, als ich nach Oetting hinausging, wußte ich es noch nicht, daß ich heute ein wehmütig-dankbares Lächeln haben würde. Ich habe verloren und gewonnen zugleich.

Ich ging zuerst ganz langsam. Es wurde dunkel.

Die Kaufleute schlossen ihre Läden, schoben vor die kümmerlichen Schaufenster große Holzbretter, die mit Eisenstangen versichert wurden, die letzten Viehmarktsbuden wurden abgebrochen, die Kinder spielten noch vor den Häusern, aber da und dort beugte sich schon ein Frauenkopf aus einem Fenster herab und rief zum Abendbrot. Ein paar kalkbespritzte italienische Maurer, ihr Holzbündel unterm Arm, gingen ernsthaft des Wegs. Ein Junge mit einem Karren lief johlend die abschüssige Straße hinab. Bald lagen die Häuser hinter mir, und vor mir breitete sich, flach wie ein Teller, zwischen den Berghängen hüben und drüben der Talboden aus. Über den Wiesen stand schon der leichte, rauchartige Abendnebel, unbewegt, eine niedrige Schicht, von der die Bäume und die verstreut stehenden Bauernhäuser in der Mitte gleichsam durchgeschnitten wurden. Der Mond war noch nicht heroben, aber hinter den östlichen Bergen war der Himmel hell und glänzte wie ein Edelstein in einem lasurblauen, durchsichtigen Schimmer. Vom Boden stieg angenehme, frische Feuchtigkeit auf, ich kam, ohne es zu wollen, in eine schnelle Gangart hinein. Auf der breiten Straße hallte mein Schritt, in der Ferne sah ich einige Lichter blinken, das waren die Lichter von Oetting. Ich wußte, das zweite Haus links von der Straße war das Haus von Kathis Vater. Dort war auch die Krämerei ihrer Schwester, und bei der Schwester wohnte sie. Ich wußte, daß sie mich erwartete, wir wollten im Mondschein durch die Wiesen gehen und wollten von der Seeberalm reden. Ich atmete rasch im heftigen Schreiten, sah

froh geradeaus, die Straße schien unter mir sanft dahinzugleiten, wie ein weißlich schimmerndes Band, ich schloß für ganz kurze Zeit die Augen: dann war mir's, als fühlte ich Kathi in meinem Arm, als fühlte ich die sammetweiche Wärme ihres bloßen Halses, das rasche Atemholen ihrer Brust, das seltsame Rascheln ihrer Kattunbluse. Aber immer mußte ich die Augen wieder öffnen, da ich wie ein Blinder vom Wege abkam und plötzlich die nachgiebige Weichheit der Wiese unter meinen Füßen verspürte. Ich mußte über mich lachen wie ein Kind. Und jedesmal spornte ich mich dann noch mehr zur Eile an, als hätte ich viel versäumte Zeit einzuholen. Die Bäume an der Straße standen dunkel und rauschten, als riefen sie dem Wanderer einen freundlichen Willkommengruß zu. Eine Katze strich über ein Stoppelfeld. Bei einem Kruzifix, das riesengroß in den flimmernden Nachthimmel ragte, flog ein verirrtes, aufgeschrecktes Huhn auf. Die Häuser waren schon nahe, da setzte ich mich auf einen Feldstein, horchte auf das Klopfen meines Herzens und freute mich, daß ich mit einem solchen Ziel durch die frische Nacht gehen durfte. Dann lief ich eilends zu den ersten Häusern hin.

Ein Lichtschein fiel aus einer Tür und zeichnete ein helles, verschobenes Rechteck auf die hartgewalzte Straße. Ich trat in den Hausflur und sagte laut: „Guten Abend!"

Dann kam aus der Dunkelheit des Hintergrundes mir etwas Helles entgegen: „Ja, grüß dich Gott," sagte eine Stimme, und ich schüttelte frohbewegt zwei mir entgegengestreckte Hände.

Ich trat in einen warmen, guterleuchteten Raum, halb Wohnzimmer, halb Küche. Ein Herd war da, und in der Ecke ein Sofa, über dem an der Wand ein mit einem farbigen Muster bestickter Behang entlang lief. Es roch nach frisch zubereitetem Kaffee.

Auf dem Sofa saß, die Pfeife im Mund, der Vater, ein schon ein wenig gebeugter Mann mit großem, wildem Schnurrbart und vom Wein leicht geröteter Nase; er saß breit und behaglich da, wie einer, der weiß, was dem Alter zukommt, nicht untertänig, aber auch nicht unfreundlich, ein Ausruhender, ein Wortkarger; ein großes, nicht mehr junges Mädchen hantierte mit der Kaffeekanne, das war die Lina, Kathis Schwester, und ihr Verlobter sah ihr mit stillen und warmen Augen zu, am Herd stand ein junges dralles Mädchen in roter Bluse und mit derben, blühenden Wangen; aber Kathi saß an meiner Seite, ganz nahe bei mir, ohne mich zu berühren, in halb städtischer Tracht.

Ja, sie war am Nachmittag heruntergekommen, und der Bichlberger sei auch da, der junge Mensch, der immer so wenig geredet hätte. Ob ich ihm nicht schon in der Stadt begegnet war? Wie es mir ginge? Und was der Kranke mache?

Sie sprach schnell, ohne meine Antwort abzuwarten; es schien, als wolle sie mir irgendeine Frage, ein gefürchtetes Wort, abschneiden. Sie sah mich mit ihren glänzenden Augen an, aber auf ihrem Antlitz lag eine seltsame Unruhe, die eine trennende Wand zwischen mich und sie schob; ich fühlte, wie sie mir entglitt. Hier war keine Seeberalm

mehr, hier war die Stadt, und wer im Traum nach der goldenen Blume gegriffen hatte, fand erwacht in seiner Hand nichts als ein paar verwelkende Blätter.

Kathi hatte wohl, bevor ich kam, schon von mir gesprochen; denn alle, die um den Tisch saßen, wußten, wer ich war und woher ich kam. Sie behandelten mich mit einer vornehm-freundlichen Art, wie einen Kranken, der geschont werden muß, und zugleich doch wieder mit einem herzlichen Vertrauen, das mir warm ums Herz machte.

Die Kaffeekanne ging um den Tisch. Auch ich steckte meine Pfeife an. Kathi gab mir Streichhölzer, sprang auf, lief ein paarmal ans Fenster, um zu sehen, ob der Mond noch nicht heroben sei, und kam betrübt wieder an den Tisch. Nein, der Mond stand immer noch hinter dem Berg.

Wir sprachen von vielen Dingen; eine schwere Traurigkeit fiel mir allmählich lähmend aufs Herz; ich fand mich nicht mehr im Wachen zurecht, nachdem ich im Traum so sicher meines Weges geschritten war. Wie kam es, daß ich plötzlich trennende Welten zwischen uns sich emportürmen fühlte? Mußte es sein? Ja, es mußte wohl sein. Ich hatte es im voraus gewußt.

Kathi kam mir in ihrem blauen Kleid ganz anders vor als auf der Alm. Es war mir, als sei sie gar nicht mehr so jung, wie es mir zuerst geschienen hatte. Sie streifte meinen Ärmel manchmal mit ihrer Hand, aber zog sie immer rasch wieder zurück. Sie lachte mit einem gezwungenen Lachen, zwang sich zu einer Art Vertraulichkeit, aber es war nicht mehr wie vor-

dem auf der Alm. Ihre Stimmung schlug plötzlich um; sie klagte, daß nun der Sommer zu Ende sei, und nun beginne die schwere Arbeit auf dem väterlichen Hof.

„Bist lang genug weg gewesen," sagte der Alte übellaunig, „ist mir auch wie eine Ewigkeit vorgekommen. Bin nicht mehr jung genug zum Alleinsein ..."

„Aber nächstes Jahr, Vater, mußt du mich doch wieder auf die Alm lassen."

„Nächstes Jahr ist noch weit, und jetzt bist du einmal wieder hier."

Kathi erwiderte nichts und sah mich nur einen Augenblick an, mit Augen, in denen eine seltsame Furcht stand, ein wehes Klagen. Fühlte sie es auch, was es bedeutete, daß der Sommer zu Ende war? Kannte auch sie die Angst vor dem Winter? Vor den stillen Tagen, da der Schnee jeden Laut erstickt und die Raben heiser krächzend über die weißen Felder fliegen, als decke der Schnee nur Gräber?

Ich sah nach der Uhr. Es war noch früh. Das Dienstmädchen nahm ein Tuch vom Fenstersims und verließ die Stube. Der Vater gähnte, erhob sich etwas mühsam und reichte mir die Hand zum Abschied. Er war müde und wollte schlafen gehen.

Nur wir vier blieben noch zurück; wir sprachen nicht viel; ich hatte Kathis Hand in der meinen. Der junge Mann sah mit ruhigen Augen seiner Verlobten ins Antlitz, und sie strich ihm ein paarmal mit der Hand zart über sein glänzend braunes Haar. Da fühlte ich jedesmal, wie Kathis Finger in den

meinen nervös zuckten. Sie sah still vor sich nieder und schien mit ihren Gedanken weit von uns weg zu sein.

Das ist das letztemal, dachte ich, daß ich ihren schlanken Hals und das braune Krönlein ihrer Zöpfe sehe. Nun wird die Tür bald zugeschlagen, hinter der das Hirtenland liegt. Der Sommer ist aus. Ich kenne ein klagendes Lied, das aus den Nebeln dringt, eine stille, traurige Weise ...

Die Dienstmagd kam wie ein Wirbelsturm ins Zimmer herein. Es müsse irgendwo im Norden brennen, jenseits der Stadt. Der Himmel sei ganz rot, die Glut würde immer stärker.

Da gingen wir auch hinaus zu sehen, was es gäbe. Kathi hängte sich in meinen Arm, die andern waren schon verschwunden, und wir waren allein auf der Straße. Das Dörfchen schien fest zu schlafen. Wir gingen langsam, ohne zu sprechen, Kathis Kopf sank an meine Schulter, ich beugte mich zu ihr hernieder, um sie zu küssen, und sah die stumme Frage ihrer Augen. Aber ich wußte nichts zu antworten.

Im Norden stand über der Stadt eine feurige Helle.

„Das ist weit weg," sagte Kathi, „in Seefeld vielleicht."

In der Ferne läutete eine Sturmglocke.

„Jetzt wird auch die Feuerwehr von Kirchbach ausziehen," sagte Kathi wieder, und dann auf einmal: „Schreib mir bald!"

Ich nickte stumm mit dem Kopf, und ich wußte, daß ich es nicht tun würde. Was soll man schreiben, wenn sich die Ferne trennend zwischen zwei Welten

schiebt! Aber vielleicht einmal wiederkommen! Es wird dann alles anders sein, ja, das wußte ich, nur einmal findet der Wanderer die Märchenfee am Quell sitzen, und wenn er nicht das rechte Wort kennt, versinkt sie auf wieder hundert Jahre . . .

Der Mond kam über den Berg. Das Land wurde mit einem Schlage hell, der Nachtnebel dampfte über den feuchten Wiesen, die Linden standen in träger Erstarrung. Das Tal zog in flimmerndem Schimmer nach Westen, bis an ferne Schneegipfel, die mit dem bleichen Himmel verschmolzen. Alles blühte auf im schweigenden Mondlicht.

Wir waren ganz verstummt, wir gingen Arm in Arm, aber es war, als hätten wir nie im Leben einander gekannt, als wäre alles verwandelt. Langsam kehrten wir nach dem Haus zurück. An einer Wegkreuzung trafen wir das rotbackige Dienstmädchen, das ein Mann an der Hand führte. Sie grüßten mit frischer Stimme, ohne Verlegenheit. „Es ist Zeit, Resi!" sagte Kathi.

„Ja, jetzt gehen wir," erwiderte der Mann und sie gingen beide Hand in Hand, und wir hörten sie froh und lebhaft sprechen, wie Menschen, die wissen, daß sie zueinander gehören, daß sie sich des Abends trennen dürfen ohne Furcht, am andern Morgen nicht wieder zueinander finden zu können.

An der Haustür stand die Lina mit ihrem Bräutigam. Wir sprachen noch ein wenig über das Feuer, wir saßen auch noch einmal eine kurze Zeit in der Stube beisammen, dann nahm ich Abschied. Kathi geleitete mich vor das Haus, zog mich rasch

in den Schatten einer großen Kastanie, küßte mich auf den Mund und gab mir noch einmal die Hand.

Auf einmal fand ich mich allein auf der Straße.

Mondhelle Nacht, Rauschen des Flusses drüben am Berg, leises Wehen eines sanften Windes, das sich vom klaren Sternenhimmel herabzusenken schien. Ich ging still vor mich hin, langsamer als ich gekommen war. Der Weg dünkte mich weit, ich fühlte mich übernächtig, irgendwo hinter mir schien ein fernes Leuchten zu versinken ...

* * *

Ich erwachte sehr früh. Wieder lag der Morgennebel in den Gassen. Aber ich wußte, daß es nur eine dünne Schicht war, die des Nachts sich aus den feuchten Wiesen gehoben hatte. Darüber aber mußte schon der blaue Himmel und die Sonne stehen, und stieg die Sonne erst höher, dann tranken ihre Strahlen auch den Nebel in sich, und den bedrückten, stillen Wanderern in engen Straßen lachten alle Berge und die gesegnete Bläue des Firmaments. Ich schaute in die feuchte nebelrieselnde Morgenfrühe hinaus, aber in meinem Herzen war etwas, was durch Dunst und Trübung hindurch glänzende, sonnenbeschienene Weiten ahnte.

Und war alles nur ein Schemen, eine Mondnacht, die vorm Tag zerstiebt, ein wallender Nixenschleier im Waldschatten, ein Märchenruf, der über die Berghalde zieht: soll es mir deshalb weniger gelten? Ich bin kein Hirt, der in den Wäldern lebt; ich bin ein Wanderer. Mir lachten frohe Augen,

ein Mund bot sich mir dar, ein Händedruck machte mich jung, aber meine Stunde schlägt, ich muß weiter, ich gürte meine Lenden, seh mich noch einmal um und wandere. Bleib du in deinen Wäldern, Hagia; da du ins Tal hinunterstiegst, wurdest du heimatlos, und deine Königinnenwürde drohte zu schwinden; du warst wie in einer Verbannung und wußtest nicht aus noch ein, deine Augen fragten, du gingst unsicher im Tal, ich erkannte dich nicht. Aber ich weiß, du bist ... Alle Wege kehren zum Ausgange zurück, und wenn ich auch wandern muß, so bleibt doch in meiner Seele, gehegt wie in einem Reliquienschrein, ein süßer Nachhall deines Liedes zurück. Über den Nebeln steht doch die Sonne am blauen Morgenhimmel ...

In einer Stunde geht der Zug. Schnell werden die Berge meinem Blick entschwinden. Sie werden niedriger, immer niedriger werden, über der Ebene braut mißfarbiger Dunst, große Schwärme von Zugvögeln schwingen sich am Himmel empor, das Bergland versinkt in nebelige Fernen, ein blauer Schatten steht noch am Horizont, dann schwindet auch er, das Sonnenlicht ist matt wie das Lächeln eines Kranken, laut hämmert der Zug, aber durch sein Rasen und Rattern hindurch vernimmt das lauschende Ohr immer noch den süßen Klang verhallender Lieder.

Armer Don Martino

Er hieß Don Martino Reghele und war seit vier Wochen in Primiero; vorher hatten die Trientinerinnen in der Kirche San Pietro den rotwangigen Kaplan bewundern können; aber es gab da eine unangenehme Geschichte mit der Tochter eines Beamten der Bezirkshauptmannschaft, die zu einer Tante nach Klagenfurt gegeben werden mußte, da sie einem freudigen Familienereignis entgegensah. Das bischöfliche Ordinariat hatte sich eingemengt, Don Reghele waren einige peinliche Stunden beschieden, sogar Seine fürstliche Gnaden, der Bischof selbst, traten verhörend in Aktion, und das Ende war Primiero.

Als Don Reghele Primiero zum erstenmal erblickte, erschrak er nicht. Es war ein Abend im Juni, auf der Hauptgasse standen laut redend und unmäßig gestikulierend die Männer, die Mädchen gingen in langen Ketten singend oder schwatzend die Straße hinauf und hinunter, auf den Palafelsen lag ein rotes Licht.

Don Reghele meldete sich beim Pfarrer, erhielt sein Zimmer zugewiesen und verbrachte dann den Abend beim Auspacken des Koffers. Am nächsten Tag hatte er eine Unterredung mit dem Vorgesetzten. Als er dessen Stube verließ, lachte er. Don Gasser

hatte keine Umschweife gemacht, hatte nicht Moral gepredigt, hatte einfach der Wahrheit die Ehre gegeben: so und so, das Vergangene wollen wir ruhen lassen. Sie sind strafversetzt, aber Seine bischöfliche Gnaden sind väterlich mild gewesen; bei uns kann man es schon aushalten, am Sonntag wird im Adler Bier ausgeschenkt, ich erwarte, daß Sie uns keine Schwierigkeiten mehr machen werden, Sie sind jung, haben noch Torheiten im Kopf wie ein Studentl, no ja, werden schon noch ernsthaft werden, gehen Sie mit Christo!

Und es begann das Leben des Alltags: Frühmesse, Versehgänge, Beichtehören, Brevier auf abendlichen Gängen durch Maisfelder und auf den grünen Wiesen gegen Imer zu oder auch im Garten des Pfarrhofs, ein Stündchen im Gastzimmer des Hotels, ein Spielchen mit Don Gasser und dem Kaufmann Ruffini, ein politisch erhitztes Gespräch mit dem Arzt oder den Herren von der Lega nazionale. — Der Sommer schritt vor, die Geröllrinnen in den Palafelsen wurden immer höher hinauf schneefrei, an klaren Tagen standen die beiden Gipfel des Saß Maor wie frisch gewetzte Scherenklingen gegen den kornblumenblauen Himmel. Don Reghele hatte Trient und jede unangenehme Stunde vergessen. Primiero hatte ihn lieb gewonnen, die Männer grüßten ihn freundschaftlich, die Mädchen wurden rot, wenn sie ihm des Abends auf der Hauptstraße begegneten, wie er gemächlich dahinging, die Kappe etwas aus der Stirn gerückt, die fast kokett saubere Sutane mit den vielen Knöpfen leuchtend in seidigem Schwarz, die

Augen blau, von einem heiteren Blau, die vollen Lippen leicht geöffnet, daß man die Zähne blitzen sah.

Und dann war ja noch der Garten des Krämers Lacedelli, dieser seltsame Garten, von Blumen ganz erfüllt, von Schmetterlingen bevölkert; ein niedriger Zaun trennte ihn von dem Pfarrhofgarten; Schwertlilien, Phlox, Rosen, Vergißmeinnicht, Fingerhut, Aglei, gestreifte und geflammte Nelken, Kapuzinerkresse, Jasmin und große, vielfarbige, geruchlose Malven an hohen, dichtbelaubten Büschen blühten da in einem ganz regellosen Durcheinander des Zufalls, die Wege, die hindurchführten, waren so schmal, daß selbst Linda, die achtzehnjährige, schlanke Linda Lacedelli, sich nur mit Mühe durch das Blütengewirr winden konnte, die Büsche reichten ihr bis zur Schulter und es sah seltsam und fast märchenhaft aus, wenn allein sichtbar ihr Kopf mit dem tiefen Schwarz des unmäßig üppigen Haares und dem leuchtenden Bernstein des Antlitzes über das Blütenmeer glitt. Im Garten des Pfarrhofes wuchsen nur Gemüse und Küchenkräuter und ein paar verstaubte Evonymussträucher. Und Don Reghele liebte die Blumen und sah oft nach der Nachbarwildnis hinüber. Da wurden ihm Lindas ernsthafte Augen selber zu exotischen, tiefglühenden Blumen, wurden zu dunklen Faltern, die bald hier, bald dort über nickenden, winkenden, blütenbesäten Zweigen auftauchten; es rauschte nebenan in den Büschen, die Sonne schüttete Regenbogenfarben über den sprühenden Wasserschwall, der aus hochgeschwungener Gießkanne sich über den Lacedelligarten ergoß, Don Reghele räusperte sich, grüßte, zeigte fast

verlegen lächelnd die Zähne, — mein Gott! wie liebte er die Blumen! — im Hause rief eine rauhe Stimme: Linda! Linda! und Lindas Haupt entschwebte, als sei sie eine Schwimmerin in bewegtem, von der Sonne vielfach gefärbtem, frischeduftendem Wasser eines Bergsees.

Don Reghele liebte diese Abende, die so verklärt von den Bergen sich herabsenkten; er liebte das Grün des Talbodens, das stille Leuchten der Felsengrate, das Weiß der Häuser in den Wiesen, die Stille ihrer Weltentrücktheit, die Blumen des Lacedelligartens, die ganze Regellosigkeit dieser Blumenwildnis, den dunklen Efeu der Hausmauer, der die kleinen Fenster bedrängte wie das dunkle Haar der Nachbarstochter ihre glänzenden Augen. Kam ein Windstoß und fuhr in die Efeuranken, daß sie das Blitzen der Scheiben freigaben, so dachte Don Reghele an jene eigentümlich rasche Handbewegung, mit der Linda manchmal die eigenwilligen Stirnlöckchen zur Seite streifte. Aber es nützte nicht für lang, immer wieder fielen sie über die Bernsteinstirn bis zu den Augenbrauen herab, immer wieder huschte die gelbbraune, schmale Hand darüber hin; die Gießkanne rauschte, rauschend schlossen sich die Blumenbüsche hinter der schlanken Gärtnerin, Don Reghele sah verzückt in alle diese Wunder des Sommerabends hinein, und aus dem Hause rief die rauhe, häßliche Stimme: Linda! Linda!

Einmal sah Don Reghele den Gutsbesitzer Onestinghel, einen beleibten, immer ein wenig schmierigen jungen Mann in gestreifter, durch einen Ledergürtel gehaltener Hose und schwarzem Lüsterröckchen an der

Glastür stehen, die auf den Garten führte, und unruhig zu ihm herüberblicken. Immer wenn die rauhe Stimme: Linda! Linda! rief, erschien dann später auch das schweißgerötete Antlitz des speckigen Jünglings an der Glastür.

Don Reghele hörte, daß er sich mit Linda Lacedelli verloben werde, es sei eine gute Sache, Onestinghel habe Geld wie Heu, und Linda sei ihm nicht abgeneigt. Aber Linda lachte nie, ihre Augen blieben immer stumm, unergründlich wie das dunkle Wasser der kleinen Gletscherseen oben im Gebirge, die die grauen Felsen widerspiegeln und die weißen, jagenden Wolken.

„Schau mich an!" sagte Onestinghel eines Abends grimmig zu Linda und packte ihr Handgelenk so fest, daß sein Bernsteingelb erblaßte und fahl wurde. „Wenn du dem Pfaffen noch einmal schön tust, kannst du was erleben. Er soll sich in acht nehmen, der Hund, der Mädchenverführer!" Er spie aus. Aber Linda sah ihn erstaunt und hochmütig an und erwiderte kein Wort. Da schüttelte er sie und ließ sie plötzlich los, daß sie zurücktaumelte.

Als Don Reghele an einem wolkenverhängten Nachmittag von einem Spaziergang nach Imer durch sonnengelbe Maisfelder nach Hause zurückkehrte, sah er vor einer Kapelle ein Mädchen knien, das die Hände wie eine Schutzflehende an die geschlossene Tür gelegt hatte. Er sah eine schlanke, aber doch volle Gestalt, schwarzes Haar, in dem eine Nelke steckte, einen bernsteinfarbenen Nacken, verhängt von eigenwillig gekrausten, schwarzen Löckchen. Er trat

näher herzu, mit klopfendem Herzen, ein Ausruf der Überraschung entfuhr ihm, das Mädchen zuckte zusammen und erhob sich von den Knien. Sie standen einander gegenüber ohne zu sprechen. Don Reghele nahm die Kappe vom Kopf; kurzgehaltene Locken ringelten sich über der Stirn und umgaben die rosige Tonsur, die nur klein war, o so klein! Seine Augen spähten verwirrt, fast trunken über die Felder, dann legte er Linda den Arm um die Hüften und zog sie an sich. Noch niemals hatte er ein Wort mit ihr gewechselt, so oft er sie auch schon gesehen hatte, und nun küßte er sie. Auf seinen Lippen spürte er den Druck ihres heißen Mundes. Er dachte in einer seltsamen Hast an fast vergessene Dinge, sah Bischof und Domherren vor sich, hörte die kühl abweisende Warnung, die der alte, vornehme Oberhirte in jenem kahlen, nur mit einem Altar geschmückten Zimmer des bischöflichen Palastes zu ihm gesprochen hatte. Sie werden dich wieder weiterschicken, nach San Gregorio hinauf oder in eins dieser armseligen Dörfer im Nonsberg drüben ... ach Gott! was ist da zu machen! Ich küsse Linda Lacedelli, was kann ich dafür! Jesus, wie schön ist das Leben!

Er küßte sie und verlor sich in diesen dunklen Augen, die so nah vor ihm waren und nicht zu lachen verstanden. Nein, ein Schrecken war darin, ein schmerzliches Fragen. Das ist das Schicksal, sagten auch sie; ich bin ein armer Mensch, sagten sie; ich tue, was ich büßen werde, aber ich kann nicht anders, es gibt keinen Ausweg.

Don Reghele kam an diesem Abend in großer

Verwirrung und Zerstreutheit nach Hause, er merkte kaum etwas von dem Gewitter, das sich über das Dorf entlud, als er die ersten Hütten erreichte; auch vermochte er sich kaum zu erinnern, wie und wann er sich von dem Mädchen getrennt hatte; nur so viel schien ihm sicher zu sein, daß es irgendwie geweint und Jesus Maria! gerufen hatte. Aber dann versank alles vor einem merkwürdig süßen Gefühl des Nachkostens; jeden Halm auf den Feldern, an denen er entlang schritt, jeden Prellstein auf der weißen, seltsam zärtlichen Chaussee hätte er streicheln mögen; Linda, Linda summte er vor sich hin. Jetzt läutete auch die Glocke: Linda, Linda. Er aß und disputierte mit dem Pfarrer, ohne zu wissen worüber. Als es dunkel wurde, ging er in den Garten, obgleich es nun heftig regnete, stand still am Zaun, barhäuptig, hörte den Regen auf die Blumenbüsche des Lacedelligartens rauschen und sog die vielfachen Düfte ein, die im Dunkel auf ihn eindrängten; aber die kleinen vom Efeu umrankten Fenster blieben leer und schwarz, über die Berge senkten sich gleich schweren Vorhängen weißlich schimmernde Nebelschleier, die Kühlung machte den Lauschenden erschauern. Schicksal! dachte er. Was soll man tun! Sie werden mich wieder weiterschicken, wenn sie es erfahren. Was soll man tun! Kann ich dafür, daß man mich zum Geistlichen gemacht hat? Arme Linda! Armer Don Martino!

Er lächelte darüber, daß er da im Dunkel stand und armer Don Martino! sagte.

Er gehörte zu den Menschen, die nicht daran zu glauben vermögen, daß die Welt nicht nach Absichten

und Güte der Seele urteilt, sondern nach Taten. Er fühlte sich ohne Sünde; aber hinter allem ahnte er jene unbegreiflich allwissende, unerbittliche, dunkle Macht, die ihn weiterschicken würde, nach San Gregorio hinauf oder nach dem Nonsberg, wo die Hausmauern in den armseligen Dörfern in breiten Sprüngen klaffen und die Dächer einzustürzen drohen, nach dem Nonsberg, wo es wohl keine Blumengärten gab. Was nützte es frei von Sünde zu sein, wenn die dunkle Macht doch tun konnte, was sie wollte! Und vielleicht, mein Gott, vielleicht war man gar nicht frei von Sünde? Er erschrak bis in das Innerste seiner Seele, aber dann lächelte er und sagte wieder leise: Armer Don Martino!

Jeden Tag war er im Pfarrhofgarten. Aber Linda ließ sich nicht blicken. Ihre Mutter schwang jetzt die Gießkanne, und Herr Onestinghel stand in der offenen Glastür, die Hemdärmel aufgestreift, schwitzend, mit grämlichem Gesichtsausdruck; den Kaplan sah er nicht, sein Blick drang ohne Schwierigkeit durch ihn hindurch, in eine gehässig, üble, entlegene Ferne. Aber der Garten war noch immer schön, es begannen auch die Glyzinien der Laube wieder zu blühen, Bienen summten um die blauen Dolden, die Zentifolien mußten allenthalben neu gestützt werden, der wehrhafte Rittersporn bohrte seine Blütenstengel durch das Grün der Malvenbüsche, die Wege verschwanden im Gewirr des sommerschweren Hibiskusdickichts, Frau Lacedelli konnte nur in immerwährendem Kampf mit Dornenranken und nickenden Zweigen ihr allabendliches Gießgeschäft zu Ende führen; Linda hätte es

leichter gehabt, denn Linda war schlank, obschon ihre Ohrringe nicht kleiner waren als die der Mutter; aber Linda kam nicht mehr in den Garten, und an der Glastür stand schwitzend und grämlich und mit gelegentlicher Blindheit geschlagen Herr Onestinghel der Gutsbesitzer.

Aber eines Mittags, da ein wolkenloser Himmel über Primiero lag und die kalkweiße Straße wie ein Backofen glühte und das Weiß der Häuser flimmerte, trat Don Martino, um zu beten und der unerträglichen Sonnenstrahlung zu entrinnen, in die Kirche. Der Ledervorhang sank hinter ihm schwer und seltsam ächzend wieder herab. Don Martino nahm Weihwasser, sank für einen Augenblick ins linke Knie, atmete tief die Kühlung ein, machte ein paar Schritte und sah auf einmal vorn an den zum Chor führenden Stufen Linda Lacedelli knien. Die Kirche war leer und fast dunkel gegenüber dem Meer von Licht, das draußen die Straße überschwemmt hatte. Da lächelte Don Martino Reghele, und es war ihm, als hätte er es gewußt, daß Linda hier am Altar kniete. Er ging ganz sachte auftretend durch den langen Mittelgang, ließ sich neben ihr auf die Knie nieder und betete. Er fühlte, wie sie erschrak und hörbar atmend den Kopf noch tiefer herabsenkte, er hörte sie leise wimmern, aber er konnte nicht anders, er mußte lächeln und betete zur Muttergottes, er dachte an seine Mutter, an seine Gymnasiastenjahre, an das Seminar, an dieses ganze unbeschreiblich schöne Leben, das Blumengärten und rote Lippen in bernsteinfarbenen Gesichtern und Bernsteinnacken und schwarze, seltsam

ernsthafte Augen den Menschen schenkte, er dachte an die unerschöpfliche Güte bischöflicher Konsistorien, sogar an Herrn Onestinghel dachte er mit einer gerührten Freundschaft, und er betete und gelobte sich und der Mutter Gottes, immer dankbar zu sein und laut dieses schöne Leben zu preisen, das wie ein Blumengarten war und wie ein blauer, hoher Himmel über Wiese, Wald, Chaussee und grauweißen, stillfeierlichen Felsenbergen.

Und dann zog er Linda an sich, daß sie an seinem Halse lag. Aber jetzt sah er, daß ihre Augen vom Weinen rotgerändert waren, und die Locken fielen über die Stirn und hingen in die Augen, wie die Efeuranken an ihres Vaters Haus in die Fenster hingen, die den Himmel widerspiegelten bei Tag und die Sterne bei Nacht. Die Fenster aber waren jetzt gleichsam von Wolkenschatten verdunkelt, und ein Grauen lag darin. Keine Hoffnung! sagten sie, keine Hoffnung! Was soll werden! Und Don Martino war es, als pochte zum erstenmal auch in seinem Leben etwas an seine Seele, was er nur vom Hörensagen kannte, vom Beichtstuhl her oder aus dem Buche eines Dichters, etwas, was er immer von sich gewiesen hatte, etwas, was es für ihn nicht geben konnte, weil er es nicht wollte. Es war ihm, als sähe er aus größter Nähe in einen dunklen Abgrund hinein und fühlte den Schwindel, der ihn überkam, da er an seinem Rande stand. Keine Hoffnung! sagte es auch in ihm. Kein Entrinnen! Es gibt etwas, was auch fröhlicher Mut nicht meistern kann, ich bin umstellt, es gibt eine unbegreiflich allwissende,

unerbittliche, dunkle Macht, in deren Hand ich nur ein armselig summendes Insektchen bin, und wenn sie die Faust schließt, wird es dunkel werden um mich.

Und dennoch war es so süß, Linda zu küssen und ihre zitternde Abwehr mit zärtlichen Worten in nachgiebige Weichheit dahinschmelzen zu machen, es war süß, sich hier zu küssen vor dem Bilde der Mutter Gottes, die immer lächelte.

Aber ein seltsames Stöhnen ging durch das weihrauchduftende Kirchenschiff, das Stöhnen des Ledervorhangs am Seitenportal. Als die alte Fina Mensi über die Steinfliesen schlürfend ihre gelbe Knochenhand in das Weihwasserbecken tauchte, waren Linda Lacedelli und Don Martino Reghele längst auseinandergefahren und standen blutübergossen mit hilflos erschrockenen Augen nebeneinander, wagten sich nicht anzusehen und starrten in eine ferne, seltsam unergründliche Leere, die sich hinter dem Chor aufzutun schien.

Fina Mensi mußte aber gleich wieder die Kirche verlassen haben, und auch Linda war schon verschwunden, als Don Martino aus seiner peinigenden Verwirrung erwachte.

Er wußte, daß er selber nun durch das Dorf schritt, daß er durch Wiesen ging, gegen das Val Canali zu, durch Wiesen, auf denen schöne Tannen standen, jede für sich, hochmütig, von Blumen umrahmt, an einem Bach entlang, der über weiße Steine schäumte; er wußte, daß er die fünfeckige Kappe in der Hand trug, er wußte, daß er vom schnellen Laufen sein Herz klopfen hörte, es war ihm auch, als hörte er Linda an seinem Ohr flüstern; aber auch heute wußte

er nicht, wie sie auseinandergekommen waren, ob Fina Mensi gesehen hatte, daß sie sich küßten, ob es jetzt schon im Dorf bekannt war und ob vielleicht die alten Weiber jammernd und entrüstet die Hände über dem Kopf zusammenschlugen. Nur an Herrn Onestinghel dachte er nicht. Er lief, er lief, er lachte und zitterte wieder, er warf sich ins Gras, stöhnte von Grauen gepackt und mußte doch wieder lachen; auf einmal lief er wieder, die Felswände des Canalitales, die ihn schon himmelhoch umschlossen hatten, traten wieder auseinander, da waren auch die ersten Häuser von Primiero, die Sonne stand tief, aber die Chaussee brannte noch weiß, und ein leichter Staubnebel wehte darüber hin ...

Als Don Reghele zu später Abendstunde in seinem Zimmer saß, ohne Lampe, obschon die Nacht schwarz und sternenleer ihm ins Fenster sah, da kam allmählich die Erinnerung zurück und verjagte die Verzweiflung, die vier Stunden lang schwer auf ihm gelegen hatte, eine Verzweiflung, die sich ihres Grundes kaum bewußt zu werden vermochte. Die Verzweiflung schwand auf einmal dahin, blitzschnell, wie wenn ein Traum vom Erwachen in seine Jagdgründe in den Tiefen außerweltlichen Bewußtseins verwiesen wird. Don Martino besann sich wieder und lächelte, aber lächelte so, daß ein fremder Beobachter, der ihn just in diesem Augenblick gesehen hätte, wahrscheinlich gemeint hätte, es sei ihm mehr ums Weinen als ums Lachen zu tun.

Don Martino lächelte aber doch über den Gutsbesitzer Onestinghel.

Der war auf der Straße gestanden, als er aus dem Canalital zurückkam, auf der Straße vor dem Laden des Signor Lacedelli, mit weit offener Jacke, so daß man das weiß-rot gestreifte Hemd mit dem niedrigen Kragen und der flatternden grün-gelben Krawatte sehen konnte. Der Gurt hielt über dem wohlgerundeten Leib die Hose zusammen; aber dennoch sanken die Hosenbeine tief auf die gelben Niederschuhe herab und führten, da sie nach unten zu immer enger wurden, über den Knöcheln seltsame, wunderliche, fast märchenhafte Faltenspiele auf; wie eine halbaufgezogene Ziehharmonika legten sie sich zusammen, gähnten, schnappten zu, ringelten sich, es waren gewundene Schnörkel, die gleich barocken Säulen über gelben Riesenbasen zum Architrav des mächtigen Leibes aufstrebten.

Herr Onestinghel schwitzte, den breitkrempigen, fleckigen Hut hatte er in den Nacken geschoben, die kleinen, speckig glänzenden Augen blitzten.

Don Martino sah ihn schon von weitem, aber er ging gelassen seines Weges, der an Herrn Onestinghel vorbei ins Pfarrhaus führen mußte.

Don Martino sah, wie die Leute auf der Gasse stehen blieben, irgendjemanden hörte er herausfordernd pfeifen, er hörte auch ein seltsam abgehacktes, erwartungsvolles Lachen, aber er ging seines Weges, immer mehr Herrn Onestinghel sich nähernd, der krampfhaft schwitzte. Herr Onestinghel stand wie ein beladener, dampfender Heuwagen. Einem Heuwagen aber muß man wohl ausweichen. Don Martino tat es. Da aber geschah das Seltsame — seltsam, obwohl es erwartet war —, daß der Heuwagen ins Schwanken und Rollen geriet.

Don Martino erinnerte sich jetzt genau der Faust, die sich ihm entgegengereckt hatte. Sie war fleischig, von einem schmutzig-gelblichen Weiß, mit Sommersprossen besät, der Daumen wies einen derben Nagel mit schwarzem Rand auf: eine Fleischhauer- und Viehändlerfaust, ein ungeschlachter Eisenhammer, der von der Spannung des Dampfes in seinen Kesseln leise erzittert.

Es kann sein, daß Herr Onestinghel den ersten Hieb geführt hatte, Don Martino wußte es nicht genau, er wußte nur, daß er selber mit schmerzlicher Leidenschaft und mit der Hingebung eines in jedem Fall zum voraus schon Verdammten dreingehauen hatte, er blutete jetzt immer noch an der Lippe, und Kopf und Fäuste schmerzten ihn. Er wußte auch, daß er wie ein kampfsüchtiger Straßenjunge geschrien und geschimpft hatte, mitten im Getöse des Handgemenges, daß aber auch Herr Onestinghel nicht müßig gewesen war. Es gab Staub, die ganze Straße, alle Häuser, der Brunnen, sogar der festgegründete Saß Maor wirbelten vor seinen Augen seltsam genug umeinander, Herrgott, was für häßliche Worte waren ihm an die Ohren geklungen, in seiner Seele lösten sich im Kampf die Qualen, die sich zu unerträglicher Spannung aufgehäuft hatten; nur dreinhauen, schreien und dreinhauen! Oh, wie das wohltat! Hinein mit der Faust in den speckigen Leib mit dem bunten Hemd! Ein Loch in diese faltigen, nach unten sich zuspitzenden Hosen! Drauf auf dieses schwitzende Angesicht mit den Mäuseaugen!

Sie hatten übrigens ihr beglücktes Parterre von

Zuschauern, Don Martino schien es sogar, als ob Silvestro Menegardi und Angelo dalla Torre auf ihn gewettet hätten, aber es drängte sich zu vieles in eine kleine Spanne Zeit zusammen, als daß er jetzt schon alle Einzelheiten auseinanderzuhalten vermocht hätte. Nur das eine wußte er, daß er sich trefflich geschlagen hatte; Herr Onestinghel war freilich schwerer, aber er, Don Martino, verfügte über die fröhliche Behendigkeit eines nicht durch Schwelgerei geschwächten, sehnigen Körpers, der um Existenz und Leben in die Schranken tritt. Und er hätte ihn sicher vollends niedergeschlagen, wenn jener nicht auf einmal ein Messer in der Hand geschwungen hätte.

Da riß man sie auseinander.

Don Martino hörte noch das Johlen der Jungen auf der Straße, als er an der Pfarrhäuserin, der alten Anna Nicolussi, vorbei durch den langen Gang direkt in die Stube des Pfarrers gewankt war. Anna Nicolussi sah ihn mit bösem Blick an, die Hände in die Hüften gestemmt, die Nase so zugespitzt von Verachtung und pharisäischer Überheblichkeit, daß es ihm schien, als sei nicht einmal das Messer des Herrn Onestinghel so spitz wie diese zornige Nase.

Und Don Martino lächelte. Denn alles war gekommen, wie er es immer vorausgesehen hatte. Er wußte immer, daß ihm das elendeste Los von der Welt vorbehalten war, er wußte, daß man nicht ungestraft durch Gelübde und Schwüre sich verpflichtet, das Menschliche als Teufelswerk von sich abzutun, eine fromme Mutter und Vetternschaft ist kein sicherer Schutz vor dem Bankerott; Blumen-

gärten gab es nicht überall; er hatte vier Monate lang einen Blumengarten bewundern dürfen, seine Zeit war um, sein Geschick rief ihn ab, er wußte nicht, ob es tragisch war oder nur lächerlich, der Nonsberg war ihm so gut wie sicher, Fina Mensi war — Gott verzeih's ihm! — leider nicht vom Schlag getroffen worden, als sie ihn und Linda in der Kirche bei weltlichem Tun ertappt hatte, sondern war von ihrem Erlebnis bis zum Platzen erfüllt durch die Straßen gelaufen und hatte das Jüngste Gericht von Gott auf die Sünder herabgeschrien.

Don Gasser machte es übrigens kurz. Er war förmlich, etwas schadenfroh, da er Sinn für einen guten Spaß hatte, aber schließlich konnte er sich doch der Einsicht nicht verschließen, daß man von Kaplänen anderes erwartet als Faustkämpfe auf offener Straße, ganz zu schweigen von dem, — he hem — was vorausgegangen war. Er hatte bereits nach Trient berichtet und fürchtete, daß — he hem — die Rückfälligkeit keinen — he hem — guten Eindruck machen würde. Er sagte auch noch etwas von disciplina ecclesiastica, vom Packen eines Koffers, von der suspensio a divinis, von öffentlicher Bloßstellung, von jungem, törichtem Blut, er erging sich in Wendungen der alltäglichsten Art, er schnupfte und spuckte, ging lärmend in der Stube auf und nieder und schneuzte sich mehrfach in ein ungeheures gelbes Taschentuch, das mit einem Bild des Doms von Trient bedruckt war.

Als er aber auf „jene Dirne" zu sprechen kam, deren „Buhlkünsten" die von wägender Vernunft

nicht bewehrte Schwäche eines Vertrauensseligen zum „Opfer" gefallen war, verließ Don Martino hart auftretend die Stube des Verblüfften. Im Hausgang sah er die spitze Anna Nicolussi Bohnen enthülsen; sie sah nicht rechts, sie sah nicht links, sie warf die leeren Schalen zornig in eine Schüssel, die neben ihr auf der Bank stand, und härtete sich im Feuer ihrer Seelenreinheit ...

Don Martino sah jetzt auf seine Uhr; es war Mitternacht. Der Koffer stand schon gepackt, mit Adresse versehen, mit Stricken geschnürt.

Don Martino nahm Hut und Stock und verließ leise auftretend die enge Kammer. Er ging in den Garten; der Himmel war bewölkt, es wehte ein leiser Wind, der die Büsche rauschend bewegte, nebenan im Lacedelligarten schimmerten Blütensterne durch die Finsternis, aber die Fenster des Hauses waren dunkel; er hörte eine Wetterfahne sich knarrend drehen, aber er hörte auch noch etwas anderes, ein seltsam herzaufwühlendes, langgezogenes Geräusch, das aus dem schlafenden Haus da zu kommen schien; es war fast wie das Winseln eines jungen Hundes, den man geschlagen und in eine lichtlose Kammer gesperrt hat, eines Tieres, das im Finstern Gespenster sieht und sich fürchtet, o so sehr fürchtet.

Sie weint, dachte Don Martino Reghele, sie weint. Er legte das Gesicht auf den Zaun, daß die feuchten Zweige eines Holunderbusches seine Stirn streiften; alles Blut trat ihm zu Herzen, er hielt seinen Atem an, um keinen Laut von diesem unermeßlich wehen Weinen zu überhören, er sah den

Garten im Licht der hellen Sonne, die Blumenwildnis, die schmalen Wege, die hindurchführten, den langen Blick zweier dunkler Augen, die ihm nachgingen. Er schüttelte sich, langte mit dem Arm ins Dickicht hinüber, sich eine Rose zu brechen; aber er tat es dann doch nicht: nein, nein, nein! Keine Sentimentalität!

Sie weint, dachte er. Arme Linda! Armer Don Martino! Und wieder sagte er es laut: Armer Don Martino! Er wußte, daß er Linda niemals wiedersehen würde, wenn er sie jetzt nicht sah. Aber sie war wohl in ihrer Kammer eingesperrt. Da mußte er gehen, es war nichts zu machen. Don Onestinghel würde sie nicht heiraten, aber was nutzte das ihm! Sie würde einsam und vergrämt verblühen und ihre Blumen gießen, Jahr für Jahr. Und er, er war im Nonsberg. Nein, da war nichts zu machen!

Er richtete sich auf und ging. Aber den ganzen Weg, auf staubiger Landstraße durch die schweigende Nacht zwischen den Felswänden, die bleich und ungeheuer in den langsam erwachenden Himmel starrten, hörte er das Weinen jenseits verschlossener Fenster, ein krampfhaftes Weinen in Kissen hinein, das Weinen eines Menschen, den sein Gram hin- und herreißt wie Fieberfrost.

Und er hörte es noch nach Jahren, oben im Nonsberg, in dem armseligen Dörfchen, dessen Expositus er geworden war, nachdem er seine Strafzeit in einem Kloster von Trient abgebüßt hatte.

Dort gab es keinen Blumengarten, nicht eine Andeutung davon; fünfzig Häuser waren enganein-

andergedrängt, und das war gut, sonst wären sie wohl eingestürzt. Der Winter dauerte hier oben endlos lang, und stieg man nur wenig in die Höhe, so war man schon in einer kahlen Wildnis. Nein, hier gab es keine Blumengärten.

Die Pfarrhäuserin hieß übrigens gleichfalls Linda, Linda Camuzzi; sie war etwas schief, und wenn Don Martino sie ansah, so schien es ihm, als müßte er nun endlich einmal seinem Mißfallen irgendeinen bescheidenen Ausdruck verleihen. Aber er rieb nur fröstelnd die Hände aneinander und lächelte: Linda hatte schon seinen Vorgänger im Amt betreut, und er hatte durchaus keine Vorstellung davon, wie man jemandem den Dienst aufkündigt. Zudem, was sollte es nützen! Aus Smarano kam er doch nimmer fort, nie wieder sah er einen Blumengarten wie den, dessen Nachbar er einmal gewesen war. Und dann: seine Wangen waren zwar noch rot, aber die Tonsur war schon sehr viel größer geworden, und die Locken, die sie umgaben, spielten stark ins Weiß hinüber; auch die Sutane glänzte nicht mehr in so frischer Sauberkeit wie in seinen jungen Jahren: Smarano ist klein, der Kurat ist kein Krösus. Er hatte einmal ausgesehen wie der heilige Sebastian, jetzt glich er schon mehr dem heiligen Nährvater Joseph.

Und Don Martino ging des Abends durch sein Dorf mit den ruinenhaften Häusern, vor deren Türen schmutzige Kinder lärmten; er hatte den Kopf gesenkt, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und sann, und die Leute nahmen grüßend den Hut vom Kopf und sahen ihm verwundert nach: Selt-

samer Herr, der Don Martino! Immer ging er, keinen schaute er an, manchmal lachte er auch, aber er lachte so eigen, daß man's mit dem Fürchten bekam.

Und die alten Weiber des Dorfes standen am Brunnen beisammen, tuschelten miteinander und sagten, wenn sie den einsamen Wanderer in die Wiesen gehen sahen: „Ja, ja, die Linda sagt, Don Martino sei ein g'spaßiger Herr. Und er soll auch krank sein. O Jesus, der arme Don Martino!"

Richard Huldschiner

Das adelige Schützenfest / Erzählung

Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark

Dresdener Anzeiger: ... Duft von altmodischen Parfüms und schrille Klänge verrosteter Spinette steigen daraus empor. Huldschiner versteht meisterlich, Stimmungen zu erwecken; der Grundton seines Werkes, dem man echt dichterische Eigenschaften zusprechen muß, ist zart, lyrisch und steigert sich bisweilen zum elegischen.

Starkenberg / Roman

Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark 50 Pf.

Berliner Neueste Nachrichten: ... Einen Eigenen verrät auch das neueste Werk dieses aparten und vornehmen Poeten, der melodienschwere Sang aus dem deutschen Mittelalter „Starkenberg“. Südtirol ist sein Schauplatz, und der Zusammenprall zwischen aufsteigender Fürstenmacht und sinkender Adelsvorherrschaft sein Thema. ... Kraft — das ist die Signatur, unter der dieser Roman steht.

Arme Schlucker / Novellen

Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark 50 Pf.

Deutsche Warte: Wir haben es hier wieder einmal mit einem Kunstwerk zu tun, das beim ersten Lesen nicht völlig erschöpft wird, sondern mit innerer Notwendigkeit greifen wir wieder und wieder danach.

Die stille Stadt / Roman

Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark

Neue Freie Presse: Eine tieftraurige Klage, eine Resignation voll Bitterkeit und Trübnis tönt durch dieses wundersame Buch, eine Elegie, die zufälia die Form eines Romans angenommen hat. Diesem Dichter klingt Schmerz und Lust immer aus der Ferne, und so schlagen auch die Töne, die er bringt, wie fern verhallende Akkorde an unser Ohr.

Fegefeuer / Eine Geschichte aus den Bergen

Geheftet 2 Mark, gebunden 3 Mark

Leipziger Zeitung: ... Jeder Freund echter, gehaltvoller Poesie wolle dieses Meisterwerk lesen und — studieren.

Einsamkeit / Die Geschichte eines reinen Toren

Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark

Hamburger Fremdenblatt: Der geistvolle und in künstlerischer Beziehung meisterhafte Roman, ... beansprucht ein feinsinniges Publikum.

Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin

Umschlag und Einband von Alphons Woelfle

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim
Einbände von E. A. Enders, Großbuchbinderei, Leipzig




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06437 9541
G.E.ST

